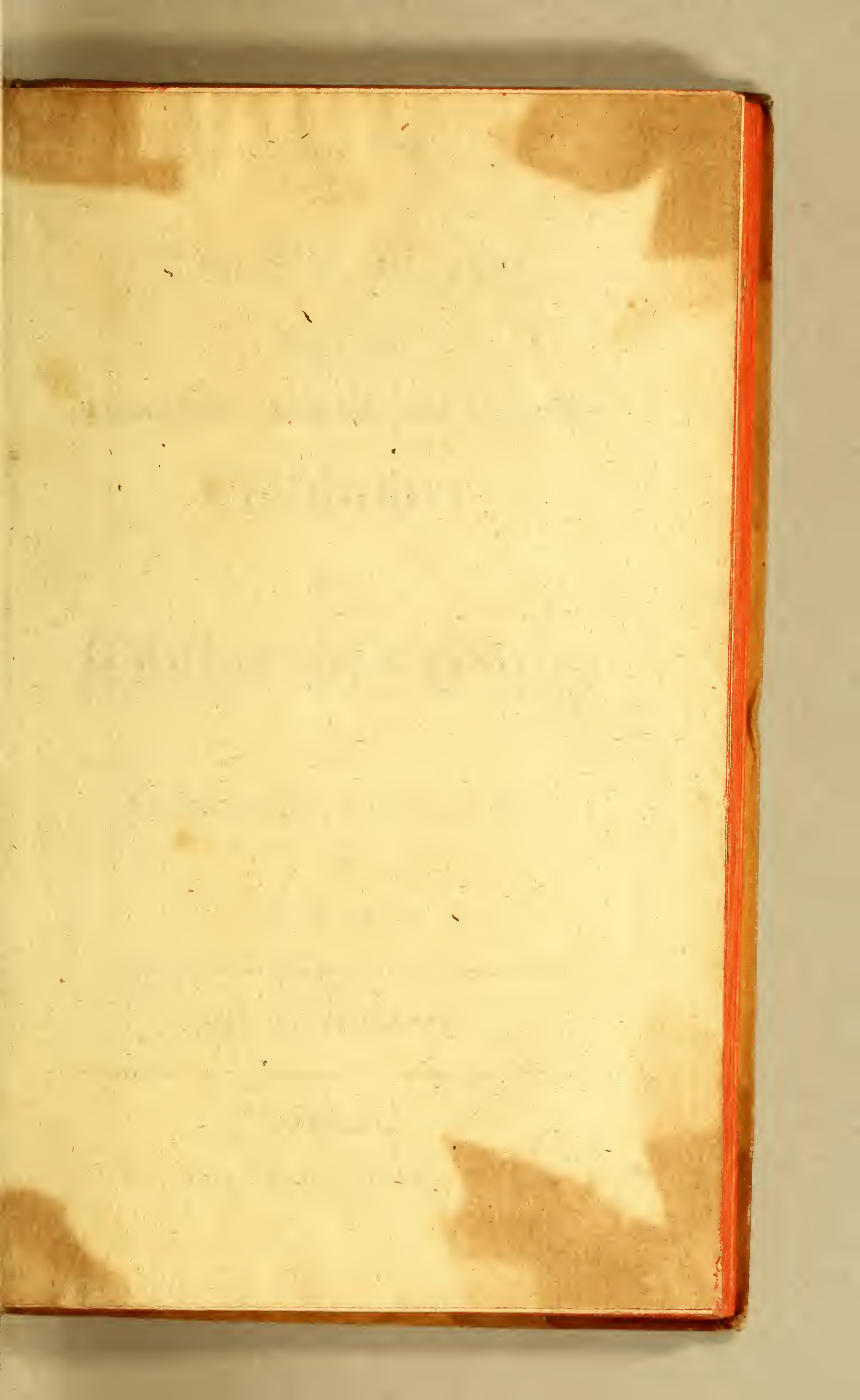



GAUDEO
John Carter Brown



Des Herrn Abts Vidaure kurzgefaßte geographische, natürliche und bürgerliche Geschichte des Königreichs Chile,

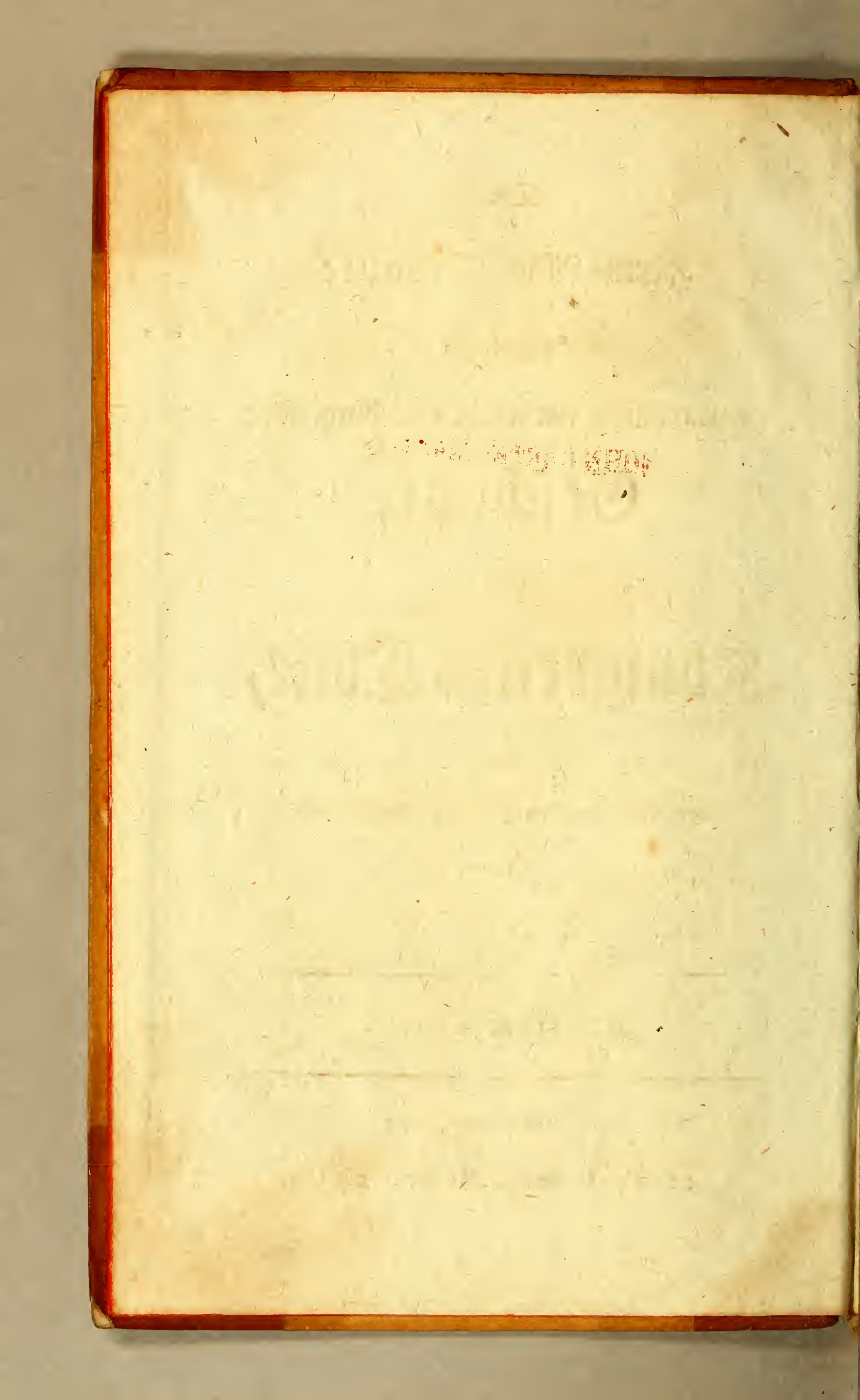
aus dem Italienischen ins Deutsche übersetzt

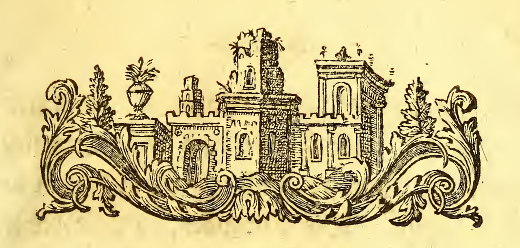
von

C. J. J...

Mit einer Charte.

Hamburg,
bey Carl Ernst Bohn. 1782.





Vorrede des Autors.

Chile ist von den Erdbeschreibern bey weitem noch nicht so genau beschrieben worden, als es sein natürlicher Reichthum verdient. Diejenigen, welche nur nach den Amerikanischen Eroberungen der Spanier ihre allgemeinen Erdbeschreibungen ans Licht gestellt haben, handeln zwar von diesem Lande; weil aber die Nachrichten, welche sie damals davon erhielten, allgemein und verworren sind, so ist dasjenige, was sie davon sagen, so mangelhaft, so voll Fehler und Widersprüche, daß man sich keinen hinreichenden Begrif daraus bilden kann. Die National-Einwohner konnten zwar durch wahrhafte Nachrichten dergleichen Irthümer zerstreuen, und neuern Erdbeschrei-

dern ein besseres Licht mittheilen; sie hatten aber wegen ihrer Entfernung keine Gemeinschaft mit Europa, und nur selten kamen sie selbst dahin. Die Europäer, welche dieses Land besuchen, entfernen sich nicht von den Seehäfen; oder wofern dieses geschiehet, so sind sie nur auf Dinge, die ihren Nutzen betreffen, aufmerksam. Daher kommt es, daß die meisten Erdbeschreiber, aus Mangel ächter Nachrichten, sich an jene ältern halten, und ihre Fehler nachschreiben. Hiervon sind jedoch **Sanson von Abbeville**, der Herr Abt **Johann Dominicus Coletti**, und der englische Verfasser des Amerikanischen Gazetteers ausgenommen, welche zwar von Fehlern, die allen denen gemein sind, welche die Dinge entweder nicht mit eigenen Augen, oder nur im Vorbeygehen gesehen haben, nicht frey sind, dennoch besser davon unterrichtet waren, und genauere und wahrhaftere Nachrichten davon gegeben haben. Weil aber die Natur ihrer Werke ihnen enge Schranken setzte, so sind ihre Beschreibungen nicht hinreichend, die Wißbegierde derer zu befriedigen, welche die

Eigen-

Eigenschaften und Produkte eines Landes gründlich und genau einzusehen verlangen.

Dieses ist die Ursache, die mich bewogen hat, den geographischen, natürlichen und bürgerlichen Zustand des Königreichs Chile kurz, und dennoch genauer, als es bisher geschehen ist, den Liebhabern solcher Kenntnisse zum Besten zu beschreiben, und die falschen Begriffe, die man davon hat, zu vertilgen. Die Schwierigkeit, dieses Vorhaben in Italienischer Sprache auszuführen, war nicht gering; ich überwand sie aber durch das Verlangen, der menschlichen Gesellschaft nützlich zu seyn, und durch das Vertrauen, daß meine Leser, in Betrachtung des reichen Stofs, ihre Wißbegierde zu befriedigen, die Sprachfehler, die einem Fremden unvermeidlich sind, aus kluger Bescheidenheit übersehen werden.

Ob nun gleich das Werk die Schranken einer kurz gefaßten Beschreibung nicht überschreiten wird; so werde ich es dennoch zu größerer Bequemlichkeit der Leser, und aus Liebe zur Ordnung, in zwey Theile, und diese in Absätze zergliedern. Im ersten Theile werde

ich, nach einen allgemeinem Entwurf des Landes, erstlich die Pflanzen, Sträuche, Bäume, und die merkwürdigsten Früchte, hernach die Konchylien, Fische, Insekte, Vögel und vierfüßigen Thiere, und endlich die Metalle und Halb-Metalle, und die Mineralien beschreiben. Im zweiten Theil handle ich erstlich von den Eingebohrnen des Landes, von ihrer Gesichtsbildung, von ihren Neigungen, Sprache, Religion, bürgerlichen und militärischen Regierung, Wohnung, Kleidertracht und Beschäftigungen. Hierauf erzähle ich kürzlich, wie die Spanier in diesem Lande festen Fuß gefaßt haben, und beschreibe ihrer Nachkommen Charakter, Kleidertracht, Bauart, Handel, kirchliche, militärische und bürgerliche Regierung, die Provinzen, in welche sie das ganze Land getheilt, und die Städte und Flecken, die sie bisher errichtet haben.

Die Verwirrung, welche aus der Verschiedenheit der Orthographie der Benennung der Oerter und anderer Dinge entstehen kann, zu vermeiden, schreibe ich die Namen, wie sie von den Eingebohrnen des Landes geschrieben werden.

den. Bey der Aussprache der Namen ist fast nur das zu bemerken, daß das Ch durchaus vor einem jeden Selbstlauter wie tsch ausgesprochen wird. Daher schreiben sie Chile, Cachapoal, Mapocho ꝛc. und sprechen Tschile, Catschapoal, Mapotscho ꝛc.

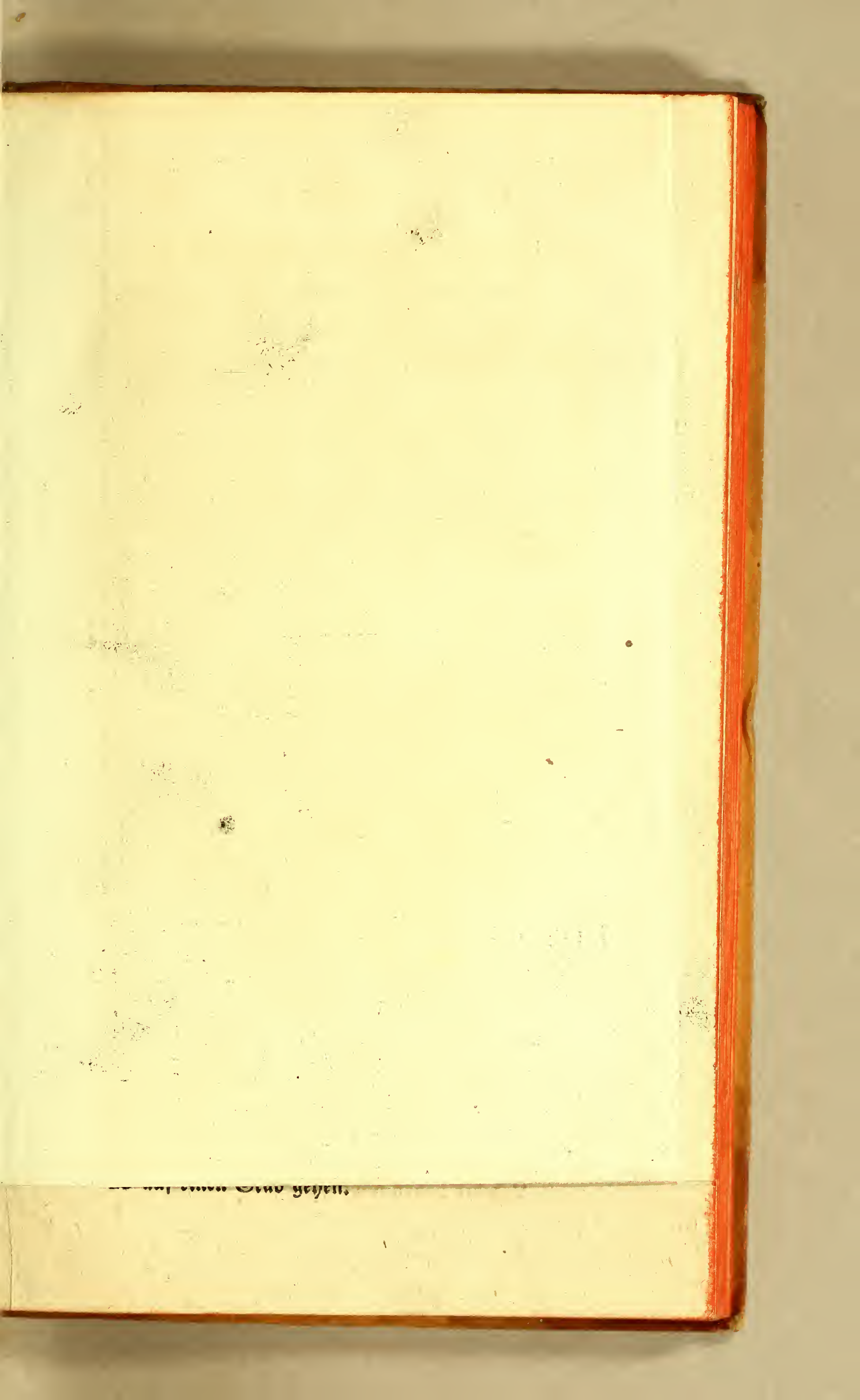
Weil meine Absicht ist, zur Vollkommenheit der Erdbeschreibung und Naturgeschichte etwas beyzutragen, so habe ich alle Leidenschaften auf die Seite gesetzt, und alles vermieden, was mich verleiten konnte, die Wahrheit entweder zu verhelen, oder zu übertreiben; und meine Leser einigermaßen hiervon zu überführen, dazu können die mit mir übereinstimmenden Zeugnisse bewährter Schriftsteller, die ich hier und da angeführt habe, dienen. Das Meiste habe ich mit eigenen Augen gesehen und untersucht, und wo dieses nicht geschehen ist, da folge ich den einstimmigen Nachrichten kluger und vernünftiger Männer, die es gesehen, und genau untersucht haben.

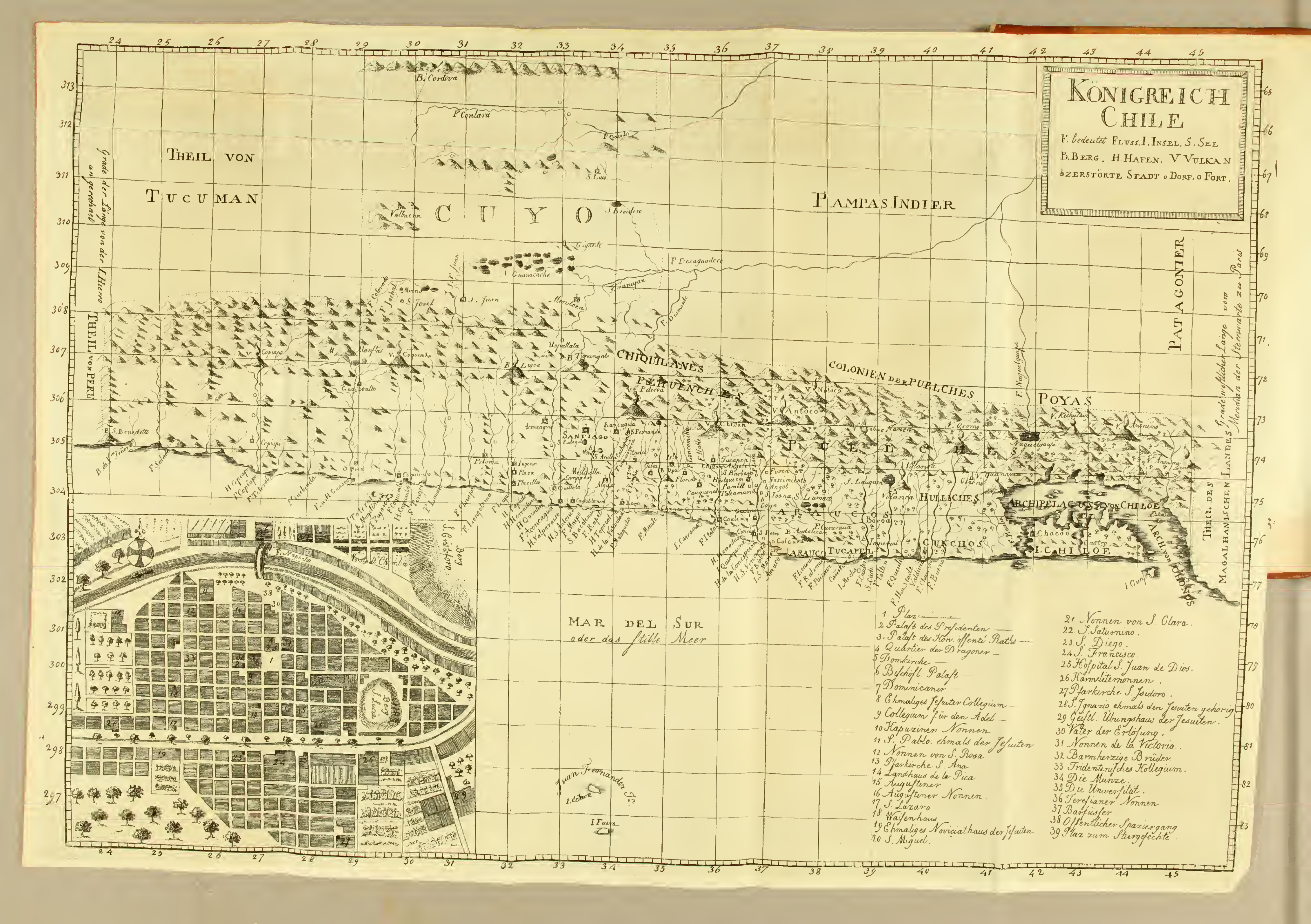
Die Land-Charte von Chile, welche diesem Werk beygefügt wird, ist den Beobachtungen gemäß, welche der P. la Feuillée, der Herr

Ulloa, und der geschickte Steuermann Varillas, in den Oertern selbst gemacht, und ich selber durch eigene Beobachtungen größtentheils berichtiget habe. Auch habe ich mich der neulich in Spanien herausgekommenen See-Charte des Südlichen Weltmeers zu diesem Endzweck bedient. Was die Provinz Cujo insbesondere betrift, so gründen sich meine davon gegebene Nachrichten auf die Beobachtungen eines der Sache kyndigen Mannes, welcher dieses Land von einem Ende zum andern durchwandert hat.



Kurz=




KÖNIGREICH CHILE
F. bedeutet Fluss. I. Insel. S. See
B. Berg. H. Hafen. V. Vulkan
ö zerstörte Stadt o Dorf. o Fort.
Theil von Tucuman
Cuyo
Pampas Indier
Patagonier
Theil von Peru
Chiquillanes
Pehuenches
Colonien der Pulches
Poyas
Puelches
Huilliches
Araucos
Cunchos
Archipelagus von Chiloe
I. Chiloe
Arch. von Chonos
Theil des Magalhanischen Landes
Santiago
Mendoza
S. Juan
Mar del Sur
oder das stille Meer
Juan Fernandez Ir.
I. Fuera
Grade der Länge von der I. Hierro an gerechnet
Grade westlicher Länge vom Meridian der Sternwarte zu Paris
1. Plaz
2 Palast des Presidenten
3. Palast des Kön. offentl. Raths
4 Quartier der Dragoner
5 Domkirche
6 Bischofl. Palast
7 Dominicaner
8 Ehmaliges Jesuiter Collegium
9 Collegium für den Adel
10 Kapuziner Nonnen
11 S. Pablo: ehmals der Jesuiten
12 Nonnen von S. Rosa
13 Pfarkirche S. Ana
14 Landhaus de la Pica
15 Augustiner
16 Augustiner Nonnen
17 S. Lazaro
18 Waisenhaus
19 Ehmaliges Noviciathaus der Jesuiten
20 S. Miguel.
21. Nonnen von S. Clara.
22. S. Saturnino.
23. S. Diego.
24 S. Francisco.
25 Hospital S. Juan de Dios.
26 Karmeliternonnen.
27 Pfarkirche S. Isidoro.
28 S. Ignazio ehmals den Jesuiten gehorig
29 Geistl: Ubungshaus der Jesuiten.
30 Vater der Erlösung.
31 Nonnen de la Victoria.
32 Barmherzige Brüder.
33 Tridentinisches Kollegium.
34 Die Münze.
35 Die Universität.
36 Teresianer Nonnen
37 Barfüsser.
38 Offentlicher Spaziergang
39 Plaz zum Stiergefechte.

Kurzgefaßte geographische, natürliche und bürgerliche Geschichte des Königreichs Chile.

Erster Theil,

worin in drey Absätzen die Lage des Landes, das Klima, und die merkwürdigsten Produkte aus den drey Reichen der Natur beschrieben werden.

§. I.

Die Lage, das Klima, und die merkwürdigsten Produkte aus dem Pflanzenreich.

I. Chile liegt im südlichen Amerika, am südlichen Weltmeer, zwischen den 24 und 45 Grad der südlichen Breite, und dem 304 und 308 Grad der Länge, vom Mittags-Cirkel der Insel Porro zu rechnen. Also erstreckt es sich von Norden gegen Süden über 400, und von Westen gegen Osten, das Gebürge Andes mit eingeschlossen, auf 80 Seemeilen. *) Gegen

 Westen

*) Es werden durchaus Seemeilen verstanden, deren 20 auf einen Grad gehen.

Westen gränzt es ans südliche Weltmeer, gegen Norden an Peru, gegen Osten an die Provinzen Tucuman, Cujo und die Patagonischen Länder, und gegen Süden an die Magellanischen Gegenden. Von allen diesen Ländern wird es entweder durch das Andische Gebürge selbst, oder durch desselben Zweige abgesondert.*)

II. Der allgemeine Name Chile ist älter, als die Eroberung der Spanier.**) Die Schriftsteller,

*) Hier wird nur das Land verstanden, welches die National-Einwohner mit dem Namen Chile belegen. Was aber die Spanier unter der Chilischen Regierung verstehen, das begreift auch die Provinz Cujo, nebst den Patagonischen und Magellanischen Ländern. Diese Gegenden sind im Temperament, in Sprachen, und Gesichtsbildung der ursprünglichen Einwohner ganz von Chile unterschieden, und durch das unersteigliche Gebürge Andes davon abgesondert.

**) Hundert Jahr vor der Spanier Ankunft eroberten die Peruaner dieses Land unter dem Namen Chile, wie aus der Peruanischen Geschichte erhellet; und einige Jahrhundert früher hatten die Bewohner des südlichen Chile die benachbarten Inseln bezogen, und von ihrem ursprünglichen Lande mit dem Namen Chilhue, das ist, Chilische Provinz, belegt. Also ist die Benennung Chile älter, als die Ankunft der Spanier, und diese können, wie einige wollen, die Urheber davon nicht seyn.

steller, welche von Amerika schreiben, leiten diesen Namen aus verschiedenen Quellen her; aber ihr Vorgeben ist entweder ganz ohne Grund, oder auf geringschätzigen Muthmaßungen gegründet. Das Wahrscheinlichste ist, daß der Name Chile von gewissen Vögeln, namens Chiles, die sich hier in großer Menge finden, herzuleiten sey; denn die Indianer pflegten ihre Länder von den Dingen zu benennen, woran sie größern Ueberfluß hatten.

III. Das ganze Land hat die Natur selbst, von Mitternacht zu Mittag, in drey große Theile zergliedert. Der erste enthält die Inseln des Chilischen Meers; der zweite, welcher das eigentliche Chili ausmacht, begreift jenen großen Strich, der zwischen dem Meer und dem Andischen Gebürge liegt; und der dritte bestehet in der langen Kette des gesagten Gebürges.

IV. Die Inseln des Chilischen Meers sind die drey unbewohnten Coquimbischen Inseln, unter 29°, 25′; die zwo von Spaniern bewohnten Fernandes-Inseln unter 33°, 24′; Quiriquina am Eingang des Hafens Concepcion, welche einem Einwohner dieser Stadt zugehört, unter 36°, 42′; S. Maria der Arauker 37°, 27′; La Mocha, itzt wüst, und ehedem stark bevölkert, unter 38°, 56′; das Inselmeer Chiloe, welches zwischen 41°, 15′, und 45° sieben und vierzig theils von Spaniern und theils

von

von Indianern bewohnte Inseln enthält, und außer Chiloe, welche ungefehr 60 Meilen lang ist, und wenigen andern, insgesammt klein sind.

V. Der Strich Landes zwischen dem Meer und dem Gebürge, worauf, als auf den bekanntesten und am meisten bewohnten Theil, sich eigentlich beziehet, was wir von Chile sagen werden, ist 40 Meilen breit, und theilt sich in zwey fast gleiche Theile in das Land am Meer und in das innere Land. Durch jenes laufen drey oder vier mit dem Andischen Gebürge parallele Ketten-Berge, und bilden viele Thäler, die von schönen Bächen bewässert werden. Das innere Land aber ist eben, und hier und da mit Hügeln besäet, welche die Aussicht über das ebene Gefilde verschönern.

VI. Das Gebürge Andes, oder Cordillera, wird für das höchste der Welt gehalten. *) Es erstreckt

*) La Cordeliere .... Chaine de montagnes, dont plusieurs sont beaucoup plus hautes, que le Pic-de-Tenerif, & dont la cime est couverte de cent pieds de neige, tandis qu'en bas ce sont des Jardins fleuris, & feconds en fruits, qui demandent le plus de chaleur. *Voyage au Perou par M. Bouguer* pag. 378. selon les observations du P. Feuillée le *Pic-de-Tenerif* a 2213 toises au dessus du niveau de la mer. *Le Pichincha* dans le Quito en a 2427. Une autre montagne y en a 2495 toises de Hauteur, où le Mercure se soutient dans le Barometre à 15 pouces, 9 lignes, c'est à dire

erstreckt sich ungefehr 1380 Meilen von der Magellanischen Meerenge bis zum Mexikanischen Meerbusen, und hat ungefehr 40 Meilen in der Breite, wo es zu Chile gehört. Es bestehet aus sehr hohen Bergen, die in einer Kette fortgehen, und voll steiler Felsen und schrecklicher Abgründe sind, zwischen welchen sich jedoch viele angenehme Thäler und sehr viele Ebenen finden, die von verschiedenen Stämmen der Wilden bewohnt sind.

VII. Chile ist eins der besten Länder in Amerika. Sein heiterer Himmel, sein sanftes Klima, die Fruchtbarkeit seines Erdreichs geben ihm beträchtliche Vortheile vor seinen benachbarten Provinzen.*) Die vier Jahrszeiten wechseln ordentlicher Weise ab, jedoch in umgekehrter Ordnung, dergestalt, daß der Frühling im September, **) der Sommer im December, der Herbst im März, und der Winter im Junius anfängt. Am Ende des Herbsts, im Winter, und im Anfang des Früh-

à dire à 12 pouces, 3 lignes environ plus bas, qu'au bord de la mer. *Mem.* de l'Academ. des Sciences. an 1744. pag. 269.

*) Dieses Land ist ohne Widerspruch das schönste, reichste, und fruchtbarste unter allen Ländern der Spanischen Monarchie. *Joh. Dom. Coletti* Dizionario geogr. dell' America merid. V. Chile.

**) Eigentlich ist hier der Frühling um einen Monat länger, als der unsere; weil schon in der Mitte des Augusts die Bäume blühen.

Frühlings regnet es in Ueberfluß, *) in andern Jahrszeiten aber selten oder nie. Im Sommer ist der Luftkreis jederzeit heiter, **) und man weiß in dieser Jahrszeit nichts von Hagelwetter und Donnerschlägen, ***) die in andern Amerikanischen Gegenden so gemein sind. Die Trockenheit des Sommers ist hier von keiner schädlichen Folge, weil der häufige Thau der Nächte, und die vom Winter übergebliebene Feuchtigkeit den Früchten

*) Der Nord- und Nordwest-Wind bringen hier unfehlbar Regen, und der Südwind zerstreuet die Wolken. Dieser Wind verändert sich im Frühling, Sommer und Herbst zur Mittagszeit in einen frischen Westwind, welcher zwo Stunden, und auch länger dauert, und der Mittagszeiger der Bauern genannt wird. Am Ende des Herbsts bringt er oft Platzregen mit kleinen Schloßen. Der Ostwind, welcher von den Eingebohrnen Puelche genannt wird, und von der angenehmen Luft, die von dem Andischen Gebürge herwehet, ist etwas seltenes.

**) Oft lassen sich in den Sommer-Nächten feurige Lufterscheinungen sehen; aber der Südschein ist, außer Chiloe, etwas seltenes. Ich habe in Zeit von 18 Jahren nicht Einen beobachtet. Auch hat man in Chiloe keine reguläre Beobachtungen davon gemacht.

***) Chile ist ganz frey von einschlagenden Donnerstrahlen, ob man gleich manchesmal vom Gebürge her donnern hört 2c. Der englische Verfasser des Amerik. Gazetteers, beym Wort Chile.

Früchten hinreichende Nahrung geben. So ist auch das ganze Land reich an Flüssen und Bächen, woraus man das Wasser durch Kanäle hinleiten kann, wo es nöthig ist.

VIII. Die Sommerhitze würde wegen des immer heitern Himmels unerträglich seyn, wofern die göttliche Vorsehung nicht dafür gesorgt hätte. Der Wind, der vom Südpol über das Meer herbläst, die Fluthen des Meers, die sich zur Mittagszeit erheben, der Thau, welcher gleich nach Sonnen-Untergang zu fallen anfängt, und eine gewisse sanfte Luft, die von dem schneereichen Gebürge herabwehet, erfrischen den Luftkreis.*) Auch ist die Kälte des Winters sehr mäßig. In den Gegenden am Meer hat man nie Schnee gesehen, und in jenen, die sich dem Gebürge nähern, schneit es nur alle fünf Jahr, und oft noch seltener, ein wenig. Aber auf dem Andischen Gebürge fällt der

*) Obgleich Chile beym hitzigen Erdgürtel liegt, so ist doch daselbst die Luft im Sommer gemäßigt, und gesund. Der nemliche Engländer, beym Wort Chile.

Le Quartier de Chili (die nordliche Gegend) devroit être plus chaud, que l'Espagne, & celui de l'Imperiale (im südlichen Theil) comme l'Espagne. La proximité des montagnes d'une coté, & de la mer de l'autre, font, que le pays est un peu plus froid, qu'il ne devroit être; mais assez chaud pour être un des meilleurs de l'Amérique. Sanson d'Abbeville dans sa Geograph. V. *Chili*.

der Schnee so häufig, daß er sich daselbst ewig erhält, und fast das ganze Jahr den Durchgang versperrt. *)

IX. Obgleich die Witterung der verschiedenen Gegenden, je nachdem sie mehr oder weniger vom Meer entfernt, und ihrer Lage gemäß trockener oder feuchter, kälter oder wärmer sind, so ist doch das Land überhaupt gesund. Manchesmal lassen sich im Sommer und Herbst hitzige Fieber, die mit einer Art von Vaserei begleitet sind, verspüren. Die Indianer nennen sie Chaba-lonco, das ist, Krankheit des Haupts, und brauchen die Pflanzen Palqui, Culli, und andere erfrischende Pflanzen dawider. Uebrigens herrschen hier weder Pest, noch drey- oder viertägige Fieber, die anderswo so gemein sind; und die in den benachbarten Ländern damit behaftet sind, kommen hierher, sich davon zu befreyen. Nur der Genuß der Luft ist alsdenn

*) Es gehen in Chile nur 8 bis 9 Wege durch das Gebürge, welche rauh, gefährlich und so eng sind, daß man kaum zu Pferde durchkommen kann; vom April bis in dem November sind sie ganz vom häufig fallenden Schnee zugedeckt. Wer sich wichtiger Geschäfte halben dennoch hinein begiebt, erfriert meistens; daher kommt es, daß einige Schriftsteller geschrieben haben, in Chile sterben die Menschen vor Kälte. Auf der Straße nach Mendoza finden sich heut zu Tage einige aus Stein gebaute Häusgen, die den Kouriren zur Zuflucht dienen.

alsdenn hinreichend, sie zu heilen. Schlagflüsse und Gicht sind hier etwas sehr seltnes, besonders unter jungen Leuten. Auch siehet man selten lahme oder hinkende Menschen; und niemand hat hier je einen tollen Hund gesehen.

X. So gesund die Luft ist, so frey ist auch die Erde von schädlichen Thieren. Von Ottern, vergifteten Schlangen, Tiegern, Bären, wilden Schweinen, Wölfen und andern gefährlichen und vergifteten Thieren weiß man hier nichts.*) Die gemeine Schlange, die man hier antrift, hat kein Gift, wie die Mitglieder der Pariser Akademie, welche 1736, einen Grad des Mittagscirkels zu messen, nach Peru reiseten, durch Versuche beobachtet haben. Man kann daher überall im Felde schlafen, ohne Gefahr, von einem giftigen Thier beschädiget zu werden. **) Dieser Vorzug des

*) In den dicksten Wäldern findet sich eine Art Löwen, die kleiner sind, als die Afrikanischen, und keine Mähnen haben. Diese greifen aber nur das Vieh an, und fliehen vor dem Menschen.

**) Am Fuß des Andischen Gebürges findet sich im December und Januar eine Art schwarzer Spinnen mit rothen Hintertheilen, die sich in einem länglicht viereckigen Gewebe im Grase aufhalten. Der Stich dieser Spinnen soll ein Fieber von einem oder zween Tagen, ohne weitere Folgen verursachen. Ich zweifele aber hieran; weil gewisse Schnitter, welche

des Königreichs Chile ist um so viel mehr zu bewundern, als solche Thiere in den angrenzenden Provinzen häufiger sind. Zwo Ursachen können ihnen den Uebergang verschließen: erstlich die mit Schnee bedeckte und steile Zwischenwand des Gebürges, und zweitens der Mangel des höhern Grads der Sommerhitze, die der Natur solcher Thiere angemessen ist.

XI. Auf den höchsten Bergen in Chile werfen vierzehn große Vulkane und einige kleinere beständig Feuer aus. Sie haben den benachbarten Gegenden bisher noch keinen Schaden zugefügt, außer daß die in ihren Höhlen versammelte sulphurische Materie, die durch viele Schlünde hervorbricht, eine unerschöpfliche Quelle von Erdbeben ist. *) Jedoch geschiehet dieses weder sehr oft, noch so

mit solchen Nestern angefüllte Korngarben auf den Schultern trugen, mich versichert haben, nie davon beschädigt worden zu seyn. Sie finden sich aber außer der gesagten Gegend und Zeit nirgends, und sterben im Anfang des Februars vom häufigen Thau.

*) Seit der Spanier Ankunft zählt man sechs große Erdbeben in Chile. Das erste warf 1570 einige Berge um, und verwüstete einige Flecken im südlichen Theil. Das zweyte zerstöhrte den 13 May 1647 einen Theil der Hauptstadt. Das dritte ereignete sich den 15 März 1674, dauerte eine viertel Stunde, und richtete viel Schaden an. Das vierte beschädigte

so unvermuthet, als anderswo. Es fängt sachte an, und ehe es gewaltig wird, läßt es den Einwohnern Zeit, sich aus den Häusern zu retten. Der starke Ausbruch der Vulkanen mag wohl anfänglich die Gewalt dieser schrecklichen Minen schwächen.

XII.

digte 1722 den 24 März viele Gebäude. Das fünfte trieb 1730 den 8 Julius das Meer gegen die Stadt Concepcion, und warf sie zu Boden. Das sechste verwüstete 1751 den 24 May nicht nur die gesagte Stadt ganz und gar, und begrub sie unter dem Meere, sondern richtete auch alle die übrigen Festungen und Flecken, die zwischen dem 34 und 40 Grad der südlichen Breite liegen, zu Grunde. Seine Richtung gieng von Mittag zu Mitternacht. Es wurde durch kleinere Stöße, und eine Viertelstunde vorher durch eine feurige Kugel, die sich aus dem Andischen Gebürge mit einem großen Geräusche ins Meer warf, verkündiget. Der größten Stöße fingen um Mitternacht an, und dauerten 11 bis 12 Minuten. Darauf war die Erde bis zu Sonnen Aufgang in beständiger Bewegung, und die kleinen Erschütterungen dauerten, mit Aussetzung einer Viertelstunde oder höchstens 20 Minuten, einen ganzen Monat fort. Ehe die größten Erschütterungen anfiengen, war der ganze Himmel hell; aber auf einmal bedeckte sich der ganze Gesichtskreis mit einem dicken Nebel,

 woraus

XII. Aber dieses vorübergehende Uebel wird durch verschiedene andere Vortheile des Gebürges reichlich ersetzt. Die mit Schnee bedeckten Gipfel fallen schön und angenehm ins Auge. *) Die Anhöhen sind mit schönen Cypreßen, Lorbeerbäumen, Cedern und anderem schätzbarem Holz bekleidet. Die Thäler beherbergen eine große Menge Vögel und Thiere, welche im Winter vor dem Schnee fliehen, und sich durch das ganze Land ausbreiten. Das Eingeweide der Berge ist reich an Gold, Silber, Kupfer, Jaspis, Kristallen, und andern nützlichen Mineralien. Was aber noch schätzbarer ist, so entspringen aus den Wurzeln des Gebürges mehr als

woraus sogleich schreckliche Wolken entstanden, die einen achttägigen Regen verursachten. Dem ungeachtet kamen im ganzen Königreiche nicht mehr als sieben Personen, und zwar zu Concepcion, ums Leben. Unter diesen waren drey alte Männer, die sich vor dem Erdbeben nicht fürchteten, ein Narr, und 3 Kinder. Es ist sonderbar, daß alle diese Erdbeben des Nachts sich ereignet haben.

*) Die höchsten Berge unter den Andes in Chile sind der Manflas unter dem 28°, 30′ der Breite, Tupungato 33°, 40′; Descabezado 35°, Longavì 35°, 15′, Chillan 36°, Guanauca 41°, 8′. Außer der Kette sind innerhalb des Landes die höchsten, Campana 33°, Upo 35°, 15′, Cajumangue 36°, und der Berg bey Villaricca 39°, 30′.

als 120 große Flüße, *) welche sich durch das ganze Land vertheilen, und es fruchtbar und angenehm machen. Dieses Gewässer fließt meistens nicht tief, und kann leicht geleitet werden, wohin man will, weil das Land gegen das Meer abhängig ist. Es ist auch nicht zu befürchten, daß diese Flüsse durch Ableitungen erschöpft werden; denn im Sommer, da man derselben am meisten benöthigt ist, sind sie wegen des auf dem Gebürge schmelzenden Schnees am reichlichsten mit Wasser versehen. Die Flüsse, welche schwere Schiffe tragen, sind Maule, Biobio, welcher zwo italienische Meilen breit ist, Cauten, Tolten, Valdivia, Chaivia, und Rio-bueno.**)

XIII.

*) Die Flüße, die aus diesen Bergen entstehen, fließen alle von Osten gegen Westen ins Meer, und ihre Ufer sind mit immer grünen Bäumen besetzt, wodurch die Schönheit des Landes ungemein vermehrt wird. Siehe des *Joh. Dominic. Coletti* Dizion. Geograf. dell' Americ. merid. e Settentr. *Chile.*

**) Unter den Flüssen, welche von Norden gegen Süden fließen, sind die merkwürdigsten, Salado, Copiapò, Guasco, Coquimbo, Tongoi, Limarì, Chuapa, Longotoma, Ligua, Aconcagua, Mapochò, Maipo, Cachapoal, Rioclarillo, Tinguiririca, Teno, Lontue, Rioclaro, Loncomilla, Achigueno, Longavì, Nuble, Cato, Chillan, Diguillin, Danicalquin, Itata, Lapa, Duqueco, Vergara, Curarava, Leuvu, Ralemu, Meullin, Queule, Maullin.

XIII. Es fehlt in Chile auch nicht an Landseen, die größten sind Pudaguel, Aculeu, Taguatagua, Bucalemu, Caguil, Bojeruca, Cudi, Lavquen, und Naguelguapi. Der See Lavquen, welchen die Spanier von Villaricca benennen, hat 24 Meilen im Umfang, und in seiner Mitte liegt eine Insel mit einem Kegelförmigen Hügel. Der Naguelguapi ist nicht viel kleiner, und umfließt ebenfals eine Insel. Aus beiden gehen zween große Flüsse aus; aus dem ersten der Tolten, der in die Südsee fällt, und aus dem zweiten der Naguelguapi, der ins Meer del Nort gehet. Es giebt hier auch viele Gesundbrunnen und Bäder. Die vornehmsten sind jene zu Colina nicht weit von der Hauptstadt, zu Peldehue zwischen Quillotta und Aconcagua, zu Cauquenes bey der Quelle des Flusses Cachapoal; drey andere, nur 3 Schuh von einander entfernte Gesundbrunnen, auf der Straße von der Hauptstadt nach Mendoza, deren erster sehr kalt, der zweite laulicht, und der dritte siedheiß ist, und auf deren Rande sich eine Menge durchsichtigen Salzes findet; im Lande der Arauker die Bäder zu Pismanta. Auch wird das Wasser der Flüsse Maipo und Biobio vor sehr gesund gehalten.

XIV. Berge und Ebene liefern hier vortrefliche Viehweide in Ueberfluß, welche sich den größten Theil des Jahrs grün und frisch erhält. Daher ist das Fleisch des zahmen Viehes, welches auch

im

im Winter unter freyem Himmel bleibt, von gutem Geschmack. Es finden sich hier fast alle wilde Europäische Pflanzen und Kräuter, und viele, die in Europa gebauet werden, wachsen hier wild. Dergleichen sind Feigbohnen, Petersilien, Ochsenzungen, römische Garten-Münz, Fenchel, Senf, Rüben, und andere. *) Unter den eigenthümlichen Pflanzen des Landes, deren Anzahl sehr groß ist, sind das Salzkraut, Madi, (Oelpflanze) Pangue, Culli, Papa, Zapallo, Quinua, Erdtaback, Relvun, Quinchamali, Guadalaguen, Erba-loca, Tembladerilla, die merkwürdigsten.

XV. Das Salzkraut wächst auf der Ebene bis zur Höhe eines Fußes. **) Seine Blätter sind aschenfärbig, und wie Basilicum gebildet. Im Sommer bedeckt es sich alle Tage mit runden Salzkrusten, welche Perlen ähnlich sehen, und von den Blättern abgeschüttelt, anstatt des gemeinen Salzes gebraucht werden. Die Pflanze Madi wächst theils wild, theils wird sie angebauet. Diese treibt aus ihren faserichten Wurzeln mehrere Stengel, 3 bis 4 Fuß hoch, welche rauh, streifig, und mit länglichten, rauhen, kleberichten und bräunlichen Blättern bekleidet sind. Die Stengel

*) In einigen Thälern des festen Landes, und auf der Insel Chiloe findet sich auch zu gewissen Jahrszeiten Manna.

**) Der Italienische geometrische Schuh verhält sich zum Pariser, wie 1417 zu 1440.

theilen sich in vier oder fünf Zweige, aus deren Spitzen gelbe, rosenähnliche Blumen hervorkommen. Aus diesen Blumen werden runde zolldicke Früchte, die in mehrere Fächer getheilt sind, und in denselben einen theils weislichten und theils schwärzlichen, mit einer feinen Schale bedeckten, und auf der einen Seite rund erhobenen Saamen enthalten. Wenn dieser Saame gestoßen und gesotten wird, so giebt er ein Oel, welches sehr gut schmeckt, und dem Olivenöl an Güte nicht weicht. Die wilde Pflanze Madi, welche gemeiniglich Melosa genannt wird, wächst überall auf Bergen und Feldern, und wird höher als die angebauete; ist aber bisher noch nicht benutzt worden.

XVI. Die Pflanze Pangue liebt sumpfiche und feuchte Gegenden, und wo man sie siehet, zeigt sie an, daß eine Quelle verborgen sey. Ihre Wurzeln, welche sich bis zwey Fuß um sie her unter der Erde ausbreiten, sind schwärzlich, schwer, rauh, und von einem herben Geschmack. Sie treiben drey oder vier Stämme in der Höhe von ungefehr 5 Fuß, die 4 oder 5 Zoll dick, und mit einer rauhen und wolligten grauen Rinde bedeckt, ein weißes säuerliches, und mit einem angenehmen und erfrischenden Saft erfülltes Mark enthalten. Wenn sie alt werden, so ist das Mark mit feinen und sehr zähen Faden durchzogen. Die Blätter, welche nur aus der Spitze der Stämme hervorkommen, sind dunkelgrün, hart, wollicht, zackigt,

und

und 2 Fuß breit. Die Wurzel dieser Pflanze ist sehr nutzbar, die Häute zu gerben, weswegen sie ein beträchtlicher Gegenstand des Handels ist. Die sie zerstoßen, können es wegen ihres starken Geruchs nicht über eine Stunde aushalten. Distillirt man sie mit Wasser, so giebt sie eine vortrefliche Tinte, zu schreiben. Die Schuster machen auch Leisten daraus, welche sehr dauerhaft sind. In sandigten und feuchten Gegenden wächst eine andere Gattung dieser Pflanze, welche Dinacho genannt wird, deren Stamm nicht aus der Erde hervordringt. Man siehet davon nur ein Büschel Blätter, welche jenen der ersten Gattung an Gestalt ganz gleichen, ob sie gleich viel kleiner sind. Der Stamm ist armsdick, einen Fuß lang, zart, und sehr schmackhaft.

XVII. Die Pflanze Culli ist von zweierley Gattungen, deren eine schwärzliche, und die andere gelbe Blumen hat. Die erste Gattung wächst unter Gebüschen, in schattichten Oertern, zween Fuß hoch, und ihr Stamm ist mit einem erfrischenden Saft angefüllt. Die mit gelben Blumen findet sich gemeiniglich in angebautem Erdreich, und gleicht der ersten Gattung nur am Geschmack und Wirksamkeit. Aus ihren faserichten Wurzeln schießen einige grüne spitze Stengel mit kleinen Blättern hervor, die sich auf der Erde ausbreiten. Beide Gattungen werden zerstoßen, und zu einem Teig zubereitet, welcher, im Wasser aufgelöset, in

hitzigen Fiebern heilsam sind, und auch zu Sorbetten, und zu einer violetblauen oder gelben Farbe gebraucht werden. Papa ist der Erdapfel, welcher in Amerika zu Haus ist, und nun in vielen Europäischen Provinzen angebauet wird. In Chile wächst er wild, und ist klein; wird aber auch in Menge gebauet. Alsdenn ist er sehr dick, und eins der vornehmsten Nahrungsmittel der Indianer. Unter mehr als dreißig Gattungen sind die bläulichten, langen, und süßen, welche sie Cariche nennen, die besten. Von ihren verschiedenen Arten und ihrem Gebrauch liefert der Herr von Bomare in seinem vortreflichen Wörterbuch der Naturgeschichte einen sehr guten Artikel.

XVIII. Die Pflanze Zapallo gleicht jener des gelben Kürbis völlig. Jedoch unterscheidet sich ihre Frucht in einer der Weiberbrust ähnlichen Spitze, womit sie sich endiget, und in dem innern Fleisch, welches derb, mehlartig und süß ist, wenn es entweder gesotten oder geröstet wird. Die Pflanze Quinuà, wovon eine Gattung wild wächst, erhebt sich mannshoch; ihre Blätter gleichen jenen des Mangolts, ihre Blumen sind purpurfärbig, und ihr Saame ist in Aehren eingehüllt. Dieser ist länglich und weiß, und man ißt ihn wie Reis. Der Erd-Taback (Tabacco de terra), gleicht an Gestalt und Geschmack dem Taback, der in Europa gebauet wird; aber seine Blätter sind so klein, daß sie dem Käufer in Scheffeln

feln zugemessen werden. Er ist viel stärker, als der gemeine, und wird zum Rauchen mit diesem vermischt. Der gemeine Taback wächst wild, und wenn er gebauet wird, ist er so gut, als der Brasilische. Die Pflanze Revun wächst gemeiniglich in sandigtem Boden unter Gebüschen. Ihre Wurzel ist röthlich, faserig, bis sieben Zoll lang, und ziemlich dick. Sie treibt einen oder zween runde Stengel fußhoch hervor, welche mit bräunlichten und schmalen Blättern bekleidet sind. Die Wurzel braucht man, die Wolle roth zu färben; und diese lebhafte Farbe erhält sich, so lang das Zeug dauert. Darum wird sie von den Bauern sorgfältig gesammlet, und büschelsweise verkauft.

XIX. Die Pflanze Quinchamali wächst gemeiniglich an den Anhöhen der Hügel, und unter Gesträuchen. Ihre Wurzel ist lang, grünlich, voll feiner Fasern, und treibt drey oder vier Zweige hervor, welche sich auf die Erde breiten, und mit kleinen grünen Blättern, die paarweise neben einander stehen, bekleidet sind. Aus der Spitze der Zweige kommt eine Blume, die dem Safran gleicht, hervor. Wenn man diese Pflanze mit der Wurzel in ein Dekokt verwandelt, so hat sie die Kraft, das Blut, welches wegen einer Kontusion aus den Gefäßen getreten ist, sogleich abzuführen. Die Erfahrung hat dieses oft bestätiget. Das Kraut Guadalaguen, welches die

Spanier

Spanier das Kraut der heiligen Jnana nennen, findet sich überall bey der vorigen Pflanze. Es ist sehr klein; seine Blätter sind mit weißlicher Wolle bedeckt, und seine Blume ist groß und weiß. Wenn man es ganz mit etwas Salz in einem neuen Topf zu einen Saft abkocht, und es des Morgens einnimt, so heilt es innere Geschwüre, und vertreibt geronnenes Blut, und Unverdaulichkeit.

XX. Erba-loca, oder Matta, (das Narrenkraut) wird so genannt, weil die Pferde, wenn sie es ungefehr fressen, toll davon werden, und wie närrisch hin und herlaufen, bis sie diese Art von Gift ausgedünstet haben. Es wächst auf Wiesen, und man ist sorgfältig, es zu vertilgen, damit es dem Vieh nicht schade. Es treibt viele krumme Stengel zwey Fuß hoch hervor, und seine Blätter, welche paarweise nebeneinander stehen, sind lang, schmal, und aschenfärbig. Tembladerilla ist ein Kraut, welches, von den Pferden gefressen, sie zittern macht. Es wächst in feuchten Oertern, und seine Zweige, die sich auf der Erde fortschlängeln, tragen an ihrer Spitze dunkelblaue Blumen.*)

XXI.

*) Die Würkungen, welche diese zwey Kräuter in den Pferden hervorbringen, habe ich mit Augen gesehen; ob sie das nemliche auch in andern Thieren thun, welches man hier leugnet, davon habe ich keine Erfahrung gehabt.

XXI. An den Klippen des Chilischen Meers wächst unter Wasser das Kraut Luche, dessen Blätter länglich, glatt und bräunlich sind, und geröstet oder gesotten gegessen werden. Es wächst daselbst noch eine andere Pflanze, Cochajuju genannt, welche aus einem gelblichen Stengel, der mit seinen Wurzeln zwischen die Steinklippen dringt, sechs Fuß lange und ungefehr 5 Zoll breite Blätter hervortreibt, welche dick und schwammig, und mit einem schwärzlichen Häutgen überzogen sind. Wenn diese lederähnlichen Blätter am Feuer geröstet, wo sie wie ein Flintenschuß krachen, und gewürzt werden, so sind sie, wie das Kraut Luche, eßbar. Ueber den besagten Kräutern und Pflanzen haben die Indianer eine Menge anderer, deren heilsame Kraft in verschiedenen Krankheiten ihnen sehr wohl bekannt ist; wodurch sie oft Wunderkuren thun. Sie wissen auch mit Kräutern und Pflanzen ihren Tüchern alle Farben zu geben.

XXII. Die Spanier haben alle Europäische Gartenfrüchte und Blumen in Amerika eingeführt. Sie kommen daselbst so gut fort, als in Europa. Auf dem Felde trift man besonders im Frühling eine so große Verschiedenheit wohlriechender und schöner Blumen an, daß das Land vielmehr einem Garten, als einem ungebaueten Erdreich gleichsiehet. Fast alle Blumen, welche in Europa die Sorge des Gärtners erfordern, wachsen in Chile wild auf den Wiesen, mit einigem Unterschied an

den

den Blättern oder am Geruch, welchen viele gar nicht haben. Unter andern finden sich auch weiße, rothe, gelbe, blaue und bunte Lilien. Wenn die Kräuter aus der Erde hervordringen, wächst überall unter ihnen ein goldgelbes Blümchen, welches von den Rebhühnern benannt wird, weil diese demselben begierig nachgehen, und die Wiesen überaus schön kleidet. Darunter mischt sich auch ein violetblaues, womit man den Branntewein färbet. So klein als diese Blume ist, so ist eine hinreichend, eine ganze Butelje zu färben. Sobald man sie hineinwirft, so siehet man die Farbentheilgen sich durch das ganze Glas verbreiten.

XXIII. Chile ist nicht weniger an Gesträuchen reich; sie sind aber alle, außer Salvey und Myrthen, von den Europäischen unterschieden. Viele derselben sind theils wegen des lieblichen Geruchs und der Schönheit ihrer Blumen, theils wegen anderer nutzbaren Eigenschaften sehr schätzbar. Die merkwürdigsten sind, der Weyrauchstrauch, Chilca, Jarilla, Colliguai, Murtilla, Cardon, Romerillo, Guaicuru, Culen, Palqui.

XXIV. Der Weyrauchstrauch wächst in den nördlichen Provinzen drey bis vier Fuß hoch. Seine 4 Zoll lange und 2 bis 3 Zoll breite Blätter sind gelblich, dick und steif, und seine Blüthen sind klein und gelb. Im Sommer schwitzt er das kostbare Gummi, welches wir Weyrauch nennen, in kleinen Krüsten oder Kügelgen, die sich mit

den Zweigen und dem Stamm vereinen, und gesammelt werden, wenn die Blätter abfallen. Dieser Weyrauch weicht dem orientalischen nicht an Güte, und es kann seyn, daß beide von einem Strauch herkommen.

XXV. Der Strauch Chilca wächst auf den Ufern der Flüsse und Bäche bis sieben Fuß hoch. Er theilt sich in viele gerade Zweige, die mit einer dunkelgrünen Rinde, und mit grünlichen, langen und schmalen Blättern bekleidet sind. Auch dieser Strauch schwitzt aus allen Zweigen ein aromatisches Harz, welches zuerst weiß ist, hernach aber gelblich wird. Die Landeseinwohner sieden, größern Gewinns halben, die Zweige mit den Blättern, wodurch das herausgezogene Harz bräunlich wird. Wo dieser Strauch in salzigen Gegenden wächst, ist er kleiner, und giebt mehr Harz. Daher ist der Strauch desto fruchtbarer, je mehr er sich dem Wendezirkel nähert. Noch aus einem andern Strauch, Namens Pajarobobo, schwitzt aromatisches Harz. Dieser ist in der Provinz Cujo sehr fruchtbar, wo hingegen der Strauch Chilca, so gemein er auch da ist, wenig Harz hervorbringt.

XXVI. Der Strauch Jarilla erhebt sich sechs Fuß hoch. Sein Stamm ist grau, und reich an Zweigen, welche sich an der Spitze mit grünen, feinen, schmalen Blättern kleiden. Er ist ganz mit aromatischem Harz angefüllt, und streuet einen

einen sehr lieblichen Geruch aus. Wenn man seine Blätter wie Thee braucht, so befreien sie von innerer Fäulniß; distillirt man sie aber 20 Tage in Wein an der Sonne, so geben sie einen vortreflichen Balsam, der für frische Wunden sehr heilsam ist. Gestoßen und warm auf eine Kontusion gelegt, heilen sie dieselbe in kurzer Zeit. Auch sind sie für die innere Fäulniß der Ohren, und für apoplektische Zufälle ungemein heilsam. Sie werden alsdenn auf folgende Art zubereitet. Mit einer Portion Olivenöhl vermischt man noch einmal so viel Blätter, und setzt dieses Gemisch 10 Tage in die Sonne. Darauf läßt man es so lange sieden, bis die Feuchtigkeit ausgedünstet ist. Was übrig bleibt, verwahrt man in einer wohlbedeckten Büchse, und braucht es im Nothfall.

XXVII. Colliguai ist ein Strauch, welcher überall in Chile sowohl auf der Ebene als auf Bergen wächst. Seine Blätter sind blaßgrün und hart, und erhalten sich auch im Winter frisch. Die Frucht ist dreyeckig, fest, von der Größe einer Haselnuß, und enthält drey bräunliche Saamenkörner, die in ihrer Bildung der Erbse gleichen. Wenn diese Nuß reif ist, springt sie auf, und wirft den Saamen mit Gewalt heraus. Die Wurzeln und der Stamm sind dunkelroth, und wenn man sie aufs Feuer wirft, geben sie einen sehr lieblichen Geruch, fast wie Rosen; nur daß er lebhafter und durchdringender ist. Der Strauch Murtilla wächst

am

am Meer drey oder vier Fuß hoch. Seine Blätter gleichen jenen des Buxbaums, und die Zweige sind mit Beeren beladen, die größer, als jene des Mirtenbaums sind, und an Gestalt und Farbe Granatäpfel gleichen. Sie sind wohlriechend, und man macht einen delikaten und dauerhaften Wein daraus, der den Magen stärkt.

XXVIII. Der Strauch Cardon wächst in trockenen Gegenden, und hat theils krumm geschlängelte Zweige von der Dicke eines Schenkels, die sich nicht weit über der Erde erheben, theils, grad aufwachsende bis zur Höhe von 6 Fuß, die nicht dicker als fünf Zoll sind. Die krummen sind mit ungefehr zwey Linien dicker Schuppen bedeckt, welche schwammig, röthlich, und in einander gesteckt sind, und im Sommer von den Sonnenstrahlen kohlschwarz gebrannt werden. Die Blätter, die ringsum aus den Zweigen hervorschießen, sind ungefehr drey Fuß lang, und zwey oder drey Zoll breit, hart, runderhöhet auf ihrer breiten Seite, zugespitzt, und ringsum mit Stacheln, die wie Angeln gekrümmt sind, versehen. Mitten aus diesen krummen Zweigen erheben sich die graden, welche zwar von außen hart, inwärts aber mit einer schwammigen Substanz angefüllt, die man wie Korke braucht, diese Zweige endigen sich in einen dicken Knopf, von der Gestalt einer Artischocke, welcher im Frühling eine große gelbe Blume von 8 oder 10 runden Blättern hervortreibt, und mit einem weißlichen,

schmackhaften Mark erfüllt ist, woraus ein liebliches Honig tröpfelt.

XXIX. Romerillo ist ein Strauch, der dem Europäischen Rosmarin, der auch hier gebauet wird, sehr gleicht, und deshalben von den Spaniern Romerillo genannt wird. Er wächst gemeiniglich in sandigtem Erdreich sehr hoch. Aus den Spitzen seiner Zweige kommen Nüsse von weißem balsamischen Schaum hervor, worin ein helles wohlriechendes bisher noch unbenuztes Oehl enthalten ist. Das Holz dieses Strauchs, welches harzreich ist, wird in den Kupfer-Schmelzhütten wegen seiner besonders wirksamen Flamme, allen andern Gattungen von Holz vorgezogen. Der Strauch Guaicurú wächst in den nördlichen Provinzen, nicht über zwey Fuß hoch. Seine Blätter sind jenen des Mirtenbaums gleich. Wenn man seine rothe Wurzel zerstößt, und auf einer Wunde legt, so heilt sie dieselbe, wenn sie nicht groß ist, innerhalb 24 Stunden so zu, daß kaum ein Merkmal davon überbleibt. Diese Heilkraft ist oft von vernünftigen Leuten bewehrt befunden worden, und die Indianer, welche keine Wundärzte haben, bedienen sich derselben mit gutem Erfolg in Kriegen, wo sie jederzeit damit versehen sind. Sie heilt auch den Krebs.

XXX. Der Strauch Culen findet sich in Chile überall, wo fettes und feuchtes Erdreich ist, und wächst zu einer beträchtlichen Höhe. Er ist von zwo Gattungen, deren eine grün, und die andere

andere gelb ist. Die grüne, die man auch schon in Italien angebauet hat, ist die gemeineste. Ihre Blätter, die sich in jedem Frühjahr erneuern, und drey und drey aus kleinen Aestgen hervorkommen, sind hellgrün, wohlriechend, und dem gemeinen Basilicum an Bildung ähnlich, weshalben sie von den Spaniern Albaquilla genannt wird. Neben den Blättern kommt eine Blume, in Gestalt einer Aehre heraus, deren reifer Saame einer kleinen Welschen Bohne gleicht. Der Strauch Culen von der gelben Art ist von dem vorigen nur der Farbe nach und durch die Feinheit seiner Blätter unterschieden, welche sich am Ende der Zweige so in einander kräuseln, daß sie Fuß dicke Knäuel bilden, wodurch die Spitze der Aeste niedergebogen wird. Diese Sträuche haben alle Eigenschaften des Chinesischen Thees, die Blättern haben fast den nemlichen Geschmack und Geruch, und werden auch wie der Thee genossen. Sie sind magenstärkend, befördern die Verdauung, reinigen den Magen, und befreien von Verstopfungen. Auch brauchen sie die Indianer mit gutem Erfolge, die Wunden zu heilen, und fast wider alle innere Krankheiten. Zu Bologna hat man entdeckt, daß das Decoct der Blätter die Würmer aus menschlichem Leibe vertreibt.

XXXI. Der Strauch Palqui gleicht dem Hollunder-Baum, nur daß seine Blüthen gelb, und eine 5 bis 6 Zoll lange Aehre bilden. Das

Holz davon ist sehr zerbrechlich. Demungeachtet wissen die Indianer es durch das Reiben zweyer Stückgen zum Brennen zu bringen. Dieses nennen sie Repu. Es ist das beste bekannte Mittel wider das hitzige Fieber, wenn man den Saft der Blätter und der Rinde dem Kranken zu trinken giebt. Ein solcher Getrank ist äuserst erfrischend. Der Landmann hält die Blätter für ein Gift, welches das Rindvieh in wenig Stunden tödte. Dieses scheint aber wegen ihrer Heilkraft ihres Safts in den Menschen unglaublich zu seyn. In einer der Fernandes-Inseln wächst auch das Pfeffer-Bäumchen; der Strauch Guajacano, dessen Holz die Italiener *Legno Santo* nennen, findet sich in den nördlichen Provinzen, und die orientalische Sena trift man auch bey den Quellen des Flusses Maipo an.

XXXII. Zu der Classe de Sträuche wollen wir noch setzen das Chilische Rohr, und die Weide Boqui. Das Chilische Rohr ist von dreyerley Gattung. Die erste wird Coleu, die zweite Kila, und die dritte Valdivisches Rohr, weil es bey Valdivia wächst, genannt. Alle drey Gattungen sind fest, und unterscheiden sich dadurch vom Europäischen Rohr (welches hier ebenfalls wächst,) daß sie inwendig mit einer holzigen Substanz angefüllt sind. Das Rohr Coleu wächst bis 16 Fuß hoch, und hat eine harte, glatte, und gelbliche Rinde.

Die

Die Knoten daran sind zwo Spannen von einander entfernt, und die Blätter, welche büschelweise am Ende des Stammes herauskommen, sind lang und schmal. In der Dicke gleicht es dem Europäischen Rohr. Die zweyte Gattung Kila ist wohl drey oder viermal so dick, und gleicht übrigens der ersten in allen. Das Valdivische Rohr ist Pommeranzengelb, und seine Knoten sind näher an einander. Alle drey Gattungen sind den Landeseinwohnern sehr nutzbar. Die erste dient ihnen zu Latten, die Häuser zu bedecken, wo sie sehr dauerhaft sind, wenn sie vor der Nässe verwahrt werden; die zweite Gattung wird zu Lanzen und Spießen gebraucht, und das Valdivische Rohr zu Handstöcken, welche hoch geschätzt werden. Auf dem Ufer des Meers wächst ein Strauch, Namens Sosa, dessen Wurzel ungefehr 2 Fuß lang und gelb ist, mit vielen Stengeln, die 4 bis 5 Fuß lang, und so dick als eine Schreibfeder sind, und auf der Erde liegen. Diese sind mit einer grünen Schale, und bey der Wurzel mit gelblichen, schmalen, und anderthalb Zoll langen Blättern bedeckt. Der Ueberrest der Stengel ist mit zwey Zoll langen, und zwey bis drey Linien breiten Schotten bekleidet, welche hellgrün und mit einem klaren salzigten Saft angefüllt sind, woraus ein gutes Küchensalz, dessen sich die Einwohner bedienen, bereitet wird. Dieses geschiehet, indem der Strauch mit der Wurzel verbrannt, und die Asche mit Wasser vermischt der Sonne

ausgesetzt wird. Diese Asche hat fast alle Eigenschaften der Pottasche.

XXXIII. Die zähe Weide Boqui wächst in den schattigten und feuchten Wäldern, wo sie sich um die Bäume hinanschlängelt, und wenn sie ans Ende gelanget ist, senkrecht herab fällt; und so steigt sie einigemal wechselsweise hinan, und fällt wieder herab. Sie ist einer dünnen und biegsamen Weide gleich, und ist so fest, daß man sie wohl zerschneiden, aber nicht zerreißen kann. Ihre Blätter, welche über drey Fuß weit von einander entfernt hervorkommen, sind länger als jene des Epheus, dunkelgrün, glatt und dreimal eingeschnitten. Ihre Frucht wächst neben den Blättern hervor, und bestehet in sechs Zoll langen und anderthalb Zoll breiten Beeren, welche unreif schwärzlich, und reif gelb sind, und ein weißes, butterähnliches, und schmackhaftes Fleisch, mit drey oder vier Saamenkörnern, die jenen des Baumwollenbaums gleichen, enthalten. Wenn diese Weide durch das Feuer abgeschält wird, so wird sie viel biegsamer, und läßt sich zu dauerhaften Stricken flechten. Sie ist auch noch zu ander häuslichen Diensten nutzbar, z. B. zu Körben und Palisaden an einander zu flechten, wo sie auch unter Wasser sich lange Zeit erhalten. So giebt es auch in Chile viele von dem unsern unterschiedene Arten von Epheu, deren einige wegen der Form ihrer Blätter, andere wegen der Bildung und des lieblichen Geruchs ihrer Blüthen sehr

schön

schön und schätzbar sind. Auch sind die Gattungen von Binsen hier sehr mannigfaltig. Jene, welche Totora genannt wird, ist die merkwürdigste. Sie ist sehr hoch und dreyeckig. Die Indianer bedienen sich derselben, ihre Hütten zu bedecken; weil sie unter allen Gattungen die dauerhafteste ist, und nicht nur schwerlich Feuer fängt, sondern auch, wenn sie brennt, in keine Flamme ausbricht.

XXXIV. Chile ist reich an Waldungen, besonders zwischen dem 33 und 45 Grad der Breite. Die Verschiedenheit der Bäume ist wunderbar groß, und der größte Theil grünt das ganze Jahr. Alle wildwachsende Bäume sind, wenn man dem Maulbeerbaum, die Cypreße, den Lorbeer- und Weidenbaum, der jedoch nicht ganz gleich ist, ausnimmt, von den Europäischen unterschieden. Man theilt sie in zwo Klassen, in jene, die im Winter ihrer Blätter beraubt werden, und in die übrigen, die in allen Jahrszeiten ihr grünes Laub erhalten. Von den ersten habe ich 23 Gattungen beobachtet, und 74 von den übrigen. Die merkwürdigsten von der ersten Klasse heißen Killai, Spino, (Dornbaum) Roble, und Maque.

XXXV. Der Baum Killai wächst in bergigten Gegenden. Seine Blätter gleichen jenen der Eiche an Farbe und rauher Oberfläche, sind aber weniger eingeschnitten. Seine Frucht ist Stern-ähnlich gebildet, und enthält vier oder fünf Saamenkörner. Sein Holz ist röthlich,

hart, und zerspaltet sich nie; daher es die Bauern zu Steigbügeln brauchen. Aber der schätzbarste Theil dieses Baums ist die Rinde, welche zerstoßen und durch Wasser in einen Teig gemengt, die Dienste der Seife thut, die Flecken vertilgt, und alle Arten von Wollen- und Leinenzeug reiniget. Der Spino, welchen die Spanier wegen seiner vielen Dörner so nennen, wächst überall. Er wird sehr hoch, besonders in fettem Erdreich. Sein bräunlicher, marmorirter, schwerer und sehr harter Stamm ist mit einer Rinde bedeckt, die jener des Maulbeerbaums gleicht. Seine Blätter sind sehr klein, eingeschnitten, von hellgrüner Farbe, und büschelweise geordnet. Seine Blüthen, womit die Zweige ganz bedeckt werden, gleichen einem gelbseidnen Knopf, und streuen einen aromatischen Geruch aus. Diese Blüthen verwandeln sich in spannenlange und einen Zoll dicke Bohnen, welche zuerst grün sind, hernach schwärzlich werden, und ein weißes Mark enthalten, das mit braunen Saamenkörnern, einer Lieblingsspeise der Papageyen, angefüllt ist. Der Stamm des Dornbaums ist das gewöhnliche Brennholz des Landes, und giebt vortrefliche Kohlen. Der Blüthen bedienen sich die Weiber, ihre Kleider wohlriechend zu machen, die Bohnen geben eine köstliche Dinte.

XXXVI. Der Baum Roble wächst längst dem Meer, und auf dem Gebürge Andes, wo er

zu einer erstaunlichen Höhe gelangt. Sein Stamm ist dunkelroth, dicht und schwer, und erhält sich unversehrt unter Wasser. Seine Blätter gleichen jenen des Ulmbaums. Auf den zärtern Aesten bilden sich gewisse purpurfärbige runde Auswüchse von vier bis fünf Zoll im Durchmesser, voll gelber Kügelgen, von süßem Geschmack, welche die Bauern gerne essen. Das Holz dieses Baums wird gebraucht, Schiffe und Häuser zu bauen. Es scheint, die Spanier haben ihm den Namen Roble (Robur) wegen seiner Härte gegeben, ob er gleich von der Gattung weit unterschieden ist, welcher der gesagte Name in Europa eigentlich zukommt. In der Sprache der Amerikaner heißt er Pellin. Maque ist ein Baum von mittelmäßiger Größe. Seine Blätter sind groß, voll Fiebern, zackicht, an Gestalt einem Herzen gleich, und süß. Seine Früchte gleichen Mirtenbeeren, sind schmackhaft, erfrischend, und von violetblauer Farbe, welche die Hände und Lippen derer färbt, die sie essen. Wenn man seine Blätter käuet, so sind sie ein sehr wirksames Mittel wider das Halsweh.

XXXVII. Die Bäume der zweiten Klasse werden in zwo andere Unterklassen getheilet; in jene, die keine eßbare Früchte tragen, und in andere, deren Früchte eßbar sind. Unter den ersten sind der Canelo, Alerze, Maitèn, Patagua, Temo, Litre, Bollen, Perquilauquen, und

unter den übrigen der Chilische Fichtenbaum, der Palmbaum, der Lucuma, Avellano, Keule, Peumo, Boldo und Kisco die merkwürdigsten.

XXXVIII. Der Canelo hat diesen Namen von den Spaniern erhalten, weil er dem orientalischen Zimmetbaum ganz gleich siehet. Er wächst sieben bis acht Ruthen hoch; sein Holz hat die Farbe einer Buche, und ist in Gebäuden von guter Dauer. Seine dicke Rinde ist äußerlich weißlich, und inwärts an Farbe, Form, Geruch und Geschmack dem Zimmet gleich, nur daß der Geschmack stärker und durchdringender ist. Seine Blätter gleichen sehr den Lorbeerblättern, und seine Blüthe, welche an den Spitzen der Zweige büschelweise hervorkommen, sind klein, sternförmig, weißlich und von 6 Blättern. Aus den Blüthen werden ovalförmige, fünf bis sechs Linien lange Beeren, von schwarzblauer Farbe. Wenn dieser Baum nicht der wahre Zimmetbaum selbst ist, so ist er gewiß eine denselben untergeordnete Gattung, oder der Zimmetbaum, welchen Winter in der Magellanischen Meerenge antraf. Er ist bey den Indianern ein heiliger Baum; denn bey allen ihren Festen wird ein Zweig davon hoch aufgesteckt. Auch tragen diejenigen, welche den Frieden verlangen, zum Zeichen der freundschaftlichen Gesinnung einen Zweig von diesem Baum in Händen.

XXXIX. Alerze ist eine Gattung von rother Ceder, und wächst auf dem Gebürge Andes zwischen dem 40 und 45 Grad, und auf der Insel Chiloe. Seine Blätter sind jenen der Cypresse ähnlich, und sein Stamm ist so dick und hoch, daß die Indianer in Chiloe sieben bis achthundert, 18 Fuß lange und anderthalb Fuß breite Bretter von einem einzigen gewinnen, und noch mehrere herausbringen würden, wenn sie anstatt der Keile die Säge brauchten. *) Diese Bretter werden sowohl wegen ihrer dunkelrothen Farbe, als wegen ihrer leichten Bearbeitung und Dauerhaftigkeit hoch geschätzt. In den nemlichen Gegenden wächst auch der wohlriechende weiße Cederbaum. Maitèn ist einer der schönsten Bäume in Chile. Er wächst wohl 40 Fuß hoch, und sein Holz ist hart, dicht, roth mit gelb vermischt, und zu vielen schönen Arbeiten brauchbar. Seine Blätter sind klein, zackigt, von einer schönen hellgrünen Farbe, und so dicht, daß sie Menschen und Vieh vor dem Regen schützen. Auch ziehet das Rindvieh diese Blätter jedem andern Futter vor.

XL. Der Baum Patagua wächst auf den Ufern der Flüsse und Bäche, und in allen feuchten Gegenden. Er wird sehr hoch, und oft so dick,

daß

*) Was der P. Gregorio di Leon in seiner Beschreibung des Landes Chile sagt, man könne ihn mit einem 24 Ellen langen Seil nicht umfassen, ist übertrieben.

daß vier Menschen ihn kaum umarmen können. Sein Holz ist weiß und von geringer Dauer, besonders wenn es dem Wasser ausgesetzt ist. Seine Blätter sind drey bis vier Zoll lang, etwas rauh und dunkelgrün. Seine Blüthen, welche aus allen Aesten hervordringen, gleichen an Form, Farbe und Geruch den Lilien; sind aber um zwey Drittel kleiner, hangen herabwärts, und ihr Geruch ist schwächer. Vom Temo giebt es zwo Gattungen, der weiße und der gelbe, und beide wachsen überall. Ihr Stamm ist mit einer gelblichen Rinde bekleidet, inwärts aber aschenfärbig, hart, und sehr dicht. Er wird daher von Wagnern und andern Handwerkern, welche hartes und dichtes Holz bearbeiten, gebraucht. Seine Blätter gleichen an Farbe und Gestalt Pomeranzenblättern, an Geruch und Geschmack der Muskatennuß. Die zwo Gattungen unterscheiden sich durch die weißen und gelben Blüthen, welche aus vielen vier bis fünf Zoll langen Fasern bestehen, und einen sehr angenehmen Geruch ausstreuen, den man wohl 200 Schritt weit empfindet, wenn der Wind von ihnen her wehet.

XLI. Der Litre ist von mittelmäßiger Höhe, wird aber sehr dick. Sein Holz ist fest, braun, gelb und grün marmorirt, nnd die Blätter sind rund, rauh, dünn, zerstreuet und blaßgrün. Der Schatten dieses Baums ist schädlich. Wer sich unter ihm aufhält, bekommt auf den Händen und

im Angesicht rothe und beißende Bläsgen. Die Bäume Bollen und Perquilauquen sind dick belaubt und hoch, wenig von einander unterschieden, und Liebhaber bergigter Gegenden. Ihr Holz ist ein wahres Gift. Jedoch halten es die Indianer in gewissen Krankheiten für ein vortrefliches Mittel zu reinigen. Man giebt alsdenn dem Kranken eine gar kleine Dose, wodurch sie allen zähen und verstopfenden Unrath so wohl durch das Brechen, als durch den Stuhl mit großer Heftigkeit auswerfen. Will man die Wirksamkeit dieses Mittels stillen, so darf man nur ein Glas Wasser trinken. Beider Bäume Blätter gleichen jenen des Citronenbaums an Gestalt; aber ihre Farbe ist lebhafter und heller, besonders jene des Bollen. Auf den Fernandes-Inseln finden sich alle die drey bekannten Gattungen des Sandelbaums, der weiße, rothe und Citronenfärbige. Der letztere, welcher von den Aerzten sehr gesucht wird, ist nach dem Zeugniß eines berühmten teutschen Arztes besser, als der orientalische. Der innere Theil des Andischen Gebürges, welcher noch meistens unzugänglich ist, ist mit unermessenen Wäldern bedeckt, wo man viele Gattungen von Bäumen antrift, deren Namen so gar noch unbekannt sind. Einige darunter sind über alle Maßen hoch und dick. Ein Mißionär erhielt von einem solchen Baum alles Holzwerk für eine Kirche, die über 60 Fuß lang

war,

war, worunter nicht nur Balken, Säulen und Tafelwerk, sondern auch die Thüren, Fenster, und zwey Beichtstühle begriffen waren.

XLII. Die Chilische Fichte (Pino-Chileno) ist einer der sonderbarsten und schönsten Bäume in Chile. Die Spanier haben ihm den Namen einer Fichte gegeben, ob er gleich mit der Europäischen Fichte, die auch hierher versetzt worden ist, nicht das geringste gemein hat. Die Indianer nennen ihn Peguen. In der Provinz der Araucaner (Arauques) wächst er wild; in den übrigen Provinzen aber wird er gebauet; und es gehören viele Jahre dazu, daß er seine vollkommene Höhe, von mehr als 50 Schuh, erreiche. So lange er klein ist, bedeckt er sich ganz mit Aesten und Blättern, indem er aber aufwächst, legt er die untere Bedeckung ab; und wenn er ungefehr zwo Ruthen hoch gekommen ist, treibt er dicke Zweige, vier und vier hervor, welche sich horizontal ausbreiten, und rechte Winkel gegen einander bilden. Die vier nächstfolgenden, und die übrigen bis an die Spitze werden immer kürzer als die untern, dergestalt, daß der Baum eine vollkommene Pyramide vorstellt. Am Ende beugen sich die Zweige hinaufwärts, und auf allen ihren Seiten kleiden sie sich mit Aesten, die ebenfalls rechtwinklicht auf einander stoßen. Sowohl die Hauptzweige, als ihre Aeste, sind ganz mit Blättern, die in einander laufen, bedeckt. Die Blätter

sind

sind über einen Zoll lang, spitz, auf ihren Flächen erhoben, glatt, von einer glänzenden grünen Farbe, und so hart, daß sie Holz zu seyn scheinen. Ihre Frucht ist in einer hölzernen Kugel, von der Größe eines Kopfs, eingeschlossen. Sie ist kegelförmig, ungefehr zwey Zoll lang, und mit einer kastanienähnlichen Schale bedeckt, welcher sie auch an Geschmack gleicht, und ist in der Mitte vermittelst einer feinen Haut getheilt. Diese Kern sind sehr nahrhaft, und ihr Mehl dient den Americanern zur Nahrung im Kriege. Die Spanier essen sie gesotten oder geröstet, wie die Kastanien.

XLIII. Der Palmbaum gleicht an Stamm und Blättern den Palmen, die man auch in Europa antrift; aber die Früchte sind sehr unterschieden. Der Landmann nennt sie Coco. Sie sind rund, dicker als eine Welsche Nuß, und mit zwey Schalen versehen, wovon die erste schwammig, und die zweite holzartig, wie jene der Haselnüsse, jedoch etwas härter ist. Die letzte Schale enthält einen runden weißen und wohlschmeckenden Kern, welcher, wenn er frisch ist, in seinem Mittelpunkt einen milchähnlichen und erfrischenden Saft enthält. Diese Nüsse wachsen an vier Trauben, die drey Fuß lang sind, und an den vier Seiten vom Baum herabhangen. Wenn diese Trauben anfangen, die Frucht zu bilden, so bedecken sie sich mit einer hölzernen, grauen und ovalen Schale, welche sich nach dem Maaß, als die Frucht sich

ihrer

ihrer Reife nähert, immer mehr öfnet, und wenn sie vollkommen reif ist, sich in zwey Theile spaltet, die auf beiden Seiten der Traube herab hangen. Jede Traube trägt mehr als tausend Nüsse. Neben dem, daß die Einwohner diese Frucht vortreflich einzumachen wissen, ziehen sie nicht nur ein wohlschmeckendes Oehl daraus, sondern aus den zarten Spitzen der Palmzweige ein viel lieblicheres Honig, als jenes ist, welches aus dem Zuckerrohr bereitet wird. Solche Palmbäume wachsen hier wild, und bilden ganze Wälder. In den nördlichen Provinzen findet sich auch der Palmbaum, welcher Datteln hervorbringt, und in den Wäldern, die sich dem Meere nähern, noch ein anderer, der von weitem einem Palmbaum gleichsiehet. Seine Blätter sind 5 bis 6 Fuß lang, zwey Spannen breit, glatt, hellgrün und herabgezogen. Der Stamm ist so dick als der Schenkel eines Mannes, und mit schuppichten Schalen bedeckt. Auch aus diesem Stamm wachsen in der Gegend, wo die Blätter hervorkommen, und auf vier Seiten Trauben von vielen Körnern, welche gänzlich den schwarzen Weinbeeren gleichen. Als ich diesen Baum zum erstenmal antraf, unterstand ich mich nicht, von seinen Früchten, die mir unbekannt waren, zu kosten.

XLIV. Der Baum Lucuma wächst wild in den nördlichen Provinzen, besonders im Gebiet Coquimbo; daher wird er auch Lucuma von

Coquimbo

Coquimbo genannt. In den mittäglichen Ländern wird er durch Kunst fortgepflanzt. Er hat viele Aehnlichkeit mit dem Lorbeerbaum. Seine Frucht ist von der Dicke einer Pfirsche, erst mit einer grünen, und wenn sie reif ist mit einer bräunlichen und etwas gelblichen Schale bedeckt. Das Fleisch der Frucht ist weißlicht, mürbe wie Butter, von lieblichem Geschmack, und enthält zwey oder drey harte, glatte, braune und glänzende Kern. Der Avellano hat etwas ähnliches mit der Haselnußstaude in Europa, und hat daher seinen Namen erhalten. Er wächst auf dem Gebürge und am Meer. Seine Blätter sind zwar an der Form jenen der Haselstaude gleich, sind aber dicker, glatter und grüner. Seine Nüsse wachsen einzeln, nicht büschelsweise wie die Europäischen, und haben, so lange sie grün sind, eine schwammige, hernach eine rothe, und endlich eine schwarze Schale, und sind etwas größer als die Europäischen Nüsse; der Kern hat aber den nemlichen Geschmack.

XLV. Der Keule wächst über 60 Fuß hoch. Seine Blätter, welche länger und breiter als eine Hand sind, sind glatt, zart, und von hellglänzender grüner Farbe. Seine Früchte, womit er ganz bedeckt wird, gleichen jenen des Lucuma, nur daß sie runder und ganz gelb sind; weswegen sie zwischen den grünen Blättern sehr angenehm in die Augen fallen. Das Fleisch der Früchte ist

weißlich, fett und süß. Der Peumo hat wohlriechende, dicke und dunkelgrüne Blätter, die in ihrer Bildung und Größe jenen des weißen Maulbeerbaums gleich sind. Seine Früchte gleichen jenen des Brustbeerbaums (Zizíphus), ausgenommen, daß seine Schale meistens roth, manchesmal weiß, und oft auch aschenfärbig ist. Diese Beeren, welche ein sehr mürbes und schmackhaftes Fleisch haben, ißt man, nachdem sie in laulichem Wasser gelegen sind. Ihr Kern ist leicht zu zerbrechen, und wenn er gepreßt wird, giebt er ein gutes Oel; wovon man aber bisher noch keinen Gebrauch gemacht hat. Boldo ist ein ganz aromatischer Baum, dessen Holz, Rinde, Blätter und Früchte einen sehr angenehmen Geruch geben. Die Blätter sind groß, bräunlich, rauh und klebrich, und die Frucht ist süß, gelb und dicker als die Beere des Mirtenbaums. Ihr Kern ist sehr hart, und man bedient sich derselben zu Rosenkränzen, wo er durch den Gebrauch schön wird. Die Rinde des Baums theilt den Weinfässern einen angenehmen Geruch mit.

XLVI. Der Kisco, welcher bey den Botanikern unter dem Namen Cereus Peruanus bekannt ist, wächst auf den Bergen und auf trockenem Boden. Er hat nie Blätter, und gehört nur deswegen zu dieser Klasse, weil er in keiner Jahrszeit einiger Aenderung unterworfen ist. Er wächst nicht über 20 Fuß hoch, und wird sehr dick.

Sein

Sein Stamm ist von der Wurzel bis auf den Gipfel gestreift, und mit langen Dörnern versehen; worunter einige über Spannen lang sind. Diese Dörner scheinen von Knochen zu seyn, und einige vereinen sich zur Gestalt eines Sterns. Die Rinde des Stamms ist zart, glatt, und von einer schönen grünen Farbe. Sie umhüllet eine weiße, mürbe und saftige Substanz, in deren Mitte ein holzartiger harter Körper durchgehet, der so brennbar ist, als die Fackeln, die man aus Kienholz macht. Seine Blüthen, welche aus vielen zwey Zoll langen purpurfärbigen Blättern bestehen, sind ohne Geruch. Aus der Blüthe entstehet eine runde Frucht von der Größe eines Apfels, von klebrigtem süßem Saft, mit unendlich vielen schwarzen Saamenkörnern angefüllt, und mit einer rauhen Haut bedeckt. Die weiße Substanz, woraus das Innere des Stamms bestehet, heilt die Schmerzen der Schultern. Obgleich der Kisco in dem trocknesten Erdreich wächst, so ist doch sein Inneres so saftvoll, daß wenn man mit einem Stock hineindringt, eine Menge Saft drey bis vier Schuh weit hervorspritzt. Es finden sich in Chile auch einige Arten von Johannisbrodtbäumen, welche durch die Form, Länge und Breite ihrer Schoten von einander unterschieden sind.

XLVII. Die Europäischen Obstbäume, z. B. der Apfel- Birn- Kirsch- Pflaumen- und Feigen-

Baum, der Pfirsisch- Aprikosen- Granatäpfel- Mandeln- Nuß- und Oliven-Baum, der Pommeranzen- Citronen- und Kastanien-Baum rc. und ihre Früchte gerathen in Chile so gut, als in Europa. Die Apfelbäume haben sich daselbst so sehr vervielfältiget, daß sie in den südlichen Provinzen freywillig hervorkommen, und große Wälder bilden. Die Pfirsische, deren man mehr als zwölf Gattungen zählt, werden so dick, besonders bey der Hauptstadt, daß viele bis auf 16 Unzen wiegen. Die berühmtesten wegen ihres Geschmacks, Schönheit und Größe sind die so genannten Alberchigos, deren Baum, nachdem er sie im Februar hervorgebracht hat, am Ende des Aprils andere, von der Größe und Gestalt einer Mandel, hervorbringt, welche deswegen Almendruche genannt werden, und sehr schmackhaft sind. Eine andere Gattung, rund von Gestalt, und etwas größer als die Almendruche, die man de la Virgen (von der Jungfrau) benennt, werden im Frühling reif. Die Quitten-Aepfel werden auch sehr groß. Es giebt welche, die über drey Pfund schwer sind. Es sind ihrer zwo Gattungen, saure und süße. Jene sind den Europäischen gleich, und diese sind zwar gleich gebildet, aber ihr Fleisch ist ganz gelb und sehr süß; ob man gleich an den Bäumen selbst keinen Unterschied wahrnimt. Die süßen werden auch Lucume genannt, worunter die Lucume von Coquimbo berühmt sind.

XLVIII. Die Birn, Kirschen und Pflaumen sind durch Nachläßigkeit der Einwohner in Chile noch nicht zu der großen Verschiedenheit gelangt, welche die Kunst zu pfropfen in Italien eingeführt hat. Man überläßt die Obstbäume meistens der Natur allein, welche dem ungeachtet durch den Beystand des sanften Klima und des fruchtbaren Erdreichs ihre Früchte zu einer großen Vollkommenheit bringt. Die Bäume selbst werden hier größer als in Europa, besonders der Feigenbaum, der Birn- Nuß- und Olivenbaum. Der P. Ovalle schreibt zwar in seiner Geschichte von Chile, zu seiner Zeit, nemlich 1640, seyn in Chile die Nüsse hart, und von kleinerem Kern, als die Europäischen gewesen; aber heut zu Tage ist die gesagte Art fast ganz eingegangen, und nun hat man Nüsse von großem und vollem Kern, und von einer sehr dünnen Schale. Die Pommeranzen- und Citronen-Bäume jeder Art stehen hier jederzeit unter freyem Himmel, wie andere Bäume, werden hoch und dick, und geben viele Früchte. Der süßen Limonien und Pommeranzen giebt es hier zwo oder drey Gattungen. Unter den sauern Limonien giebt es eine kleine Gattung, welche ganz rund, etwas größer als eine Nuß, und von sehr kalter Natur sind, und feine Limonien genannt werden. Ihr Baum ist größer, als jener von der gemeinen Art, und hat kleine Blätter, wie der Pommeranzen-Baum. Diese kleinen Limonien

werden

werden wegen ihrer ungemein großen Erfrischung in hitzigen Fiebern allen übrigen Gattungen vorgezogen; auch werden sie so ganz wie sie sind, mit Zucker eingemacht, sehr geschätzt.

XLVIIII. Der Weinstock, welchen die Spanier in Chile eingeführt haben, geräth auch sehr wohl. Ueberall, wo sie wohnen, sind Weinberge. Der Wein ist meistens stark, und widerstehet der Schiffahrt. Er ist meistens dunkelroth, und wird ohne einiges Wasser zubereitet. In den Ländern, die der Stadt Concepcion am nächsten liegen, wächst der beste. Dieser hat alle die guten Eigenschaften, die man nur verlangen kann, und giebt keinen Europäischen an Güte etwas nach. Auch wächst hier ein köstlicher Muskateller-Wein. So fehlt es auch nicht an Branntewein, den man aus Wein bereitet. Die Weinstöcke wachsen in dem nördlichen Theil bis vier Fuß hoch, im mittäglichen aber sehr niedrig. Es ist sonderbar, daß man fast in allen Wäldern, besonders längst den Flüssen, Weinstöcke antrift, welche sich auf den Zweigen der Bäume ausbreiten, und Weintrauben in Menge tragen. Man glaubt, daß die Vögel mit den Weinbeeren, die sie mit sich in die Wälder tragen, den Saamen davon dahin bringen.

L. Das Getreide geräth hier so reichlich, daß es mehr als hundert und funfzig für eins giebt. Aus jedem Saamenkorn kommen mehrere

Aehren,

Aehren, und oft ganze Büsche von Aehren. Daher ist der Weitzen sehr wohlfeil, ob man gleich eine große Menge nach Peru ausführt. Eben so fruchtbar ist daselbst das Türkische Korn, wovon man einige Gattungen anbauet. Ein jeder Stengel trägt gemeiniglich vier oder fünf dicke Kolben. An allen übrigen Arten von Europäischem Getreide und Hülsenfrüchten hat Chile in allen seinen Provinzen einen Ueberfluß.

LI. Obgleich der Hanf und Lein in Chile überall, wo man sie bisher gesäet hat, wohl gerathen, dennoch wird der Hanf der Provinz Quillota, und der lange und schöne Flachs der Insel Chiloe mehr gesucht. In den Gegenden, die sich dem Wendezirkel nähern, wachsen auch Baumwolle und Zuckerohr von sehr guter Art. Die Gurken, deren man hier sieben bis acht Gattungen hat, sind besonders in den Ländern, die von Spaniern bewohnt werden, sehr gemein. Sie sind sehr groß, und von der größten Vollkommenheit. Die Melonen, deren es viele Gattungen hier giebt, sind größtentheils von länglichter Figur, wohlschmeckend, und von sehr feiner Schale. Man findet welche, die drey Fuß lang sind. Unter der großen Verschiedenheit der Kürbisse, die hier wachsen, ist eine von Sidro genannte merkwürdig. Die Indianer bereiten sie mit gewissen wohlriechenden Spezereyen, und lassen ihren Apfel- und Birnmost darin gähren. Sie ist rund, und hält

wohl 30 bis 35 Maaß. Die Erdbeeren wachsen hier, wie in Europa, theils wild, und theils angebauet. Die wilden, die in den mittäglichen Gegenden wachsen, sind in allem den Europäischen gleich; aber die gebaueten werden so dick, als die größte Welsche Nuß, und im Gebiete der Stadt Concepcion und am Fluß Biobio wie ein kleines Hüner-Ey. Unter den Erdbeeren finden sich auch gelbe und weiße, und sowohl diese, als die purpurfärbigen riechen und schmecken sehr angenehm.

LII. Die Baumfrüchte, die unter dem heißen Erdgürtel gedeihen, z. B. Chirimoia, Bananas, Guanabano, Granadilla, Guaiava, Camote ꝛc. gerathen auch sehr wohl in den Chilischen Provinzen, die sich Peru nähern. Der Indianische Feigenbaum, den man in Chile Tuna nennt, wächst hier fast überall, und die Frucht, die er trägt, ist von der Größe der Europäischen Feigen, und von gutem Geschmack. Ich weiß nicht, ob dieses Bäumchen inländisch, oder von Peru dahin gekommen sey. Sicher ist es, daß man es in ganz wüsten Gegenden findet. Wenn man seine Blätter, welche äußerst klebericht sind, mit Wasser vermischt, erhält man eine weiße Farbe, womit man die Häuser von außen her übertünchet.

§. II.

§. II.

Producte aus dem Reiche der Thiere.

LIII. Die Chilischen Küsten sind reich an Conchylien von allen drey Gattungen, worin sie von ihren Liebhabern getheilt werden. Je mehr man sich dem südlichen Pole nähert, desto mehr nimmt ihr Ueberfluß zu. Unter ihnen findet sich eine erstaunliche Verschiedenheit an Farben und an Bildung. Auch sind sowohl nahe als ferne vom Meer ganze Bänke von Seemuscheln unter der Erde.*) Der Landmann gräbt sie aus, und brennt sie zu Kalk. Unter den Meerschnecken finden sich viele Gattungen von sehr gutem Geschmack. Auf der ganzen Küste fischt man Austern von verschiedener Art. Die Tellinnen, in der Chilischen Sprache Choros, sind sehr gemein; und die besten finden sich bey der Insel Quiriquina. Diese sind nicht nur sehr fett, sondern auch von der Länge einer Spanne; und was ihre Farbe betrift, so sind sie entweder gelblich oder schwarz; und die ersten werden am meisten gesucht. In beiden findet man schöne kleine Perlen. Die sich in Flüßen aufhalten, sind klein und ohne Geschmack.

LIV. Die übrigen Conchylien, welche am meisten gesucht werden, nennen die Spanier Tache,

 Loco,

*) Man findet sie in der nemlichen Menge auf Bergen, die wohl 20 Ruthen höher als das Meer sind.

Loco, Papageyen-Schnabel, Comes, Stachelschnecken, und Piur. Die Tache werden Macha genannt, wenn sie länger als breit sind. Gegen ihre Oefnungen sind sie wie halbe Cirkel gebildet, und inwendig haben ihre Schalen die Farbe der Perlemutter. In den längern haben die Holländer bey der Magellanischen Meerenge Perlen gefunden; aber in Chile wird dieser Gegenstand des Handels vernachläßiget. Die Spanier geben der Conchylien Loco auch den Namen Eselsfuß, wegen ihrer Gestalt. Sie ist weißlich, voller kleiner Erhöhungen, über 5 Zoll lang, und ungefehr 4 Zoll dick. Des Muschelthiers Fleisch ist schmackhaft, voll Substanz, und so hart, daß es weder zwischen zwey Steinen gequetscht, noch durch Feuer weich wird. Jedoch haben die Landes-Einwohner ein Mittel gefunden, es zu erweichen. Sie hauen es erst sachte, hernach stärker mit einer Ruthe, und so wird es weich. Daher sollen ihm die Spanier den Namen Loco (närrisch) gegeben haben. Es ist mit einem trompetenähnlichen Rüßel versehen, aus welchem ein purpurfärbiger Saft fließt, der der Wolle eine unauslöschliche Farbe giebt

LV. Der Papagayen-Schnabel wird so genannt, weil diese Conchylien dem Kopf dieses Vogels an Gestalt und Größe gleicht. Er wächst in einem schwammigen Behältniß, das fast einen Bienenkorb gleicht, welcher an den Klippen hängt; und mit dem

dem Muschelthier, wenn man es essen will, gebraten wird. Es ist von köstlichem Geschmack. Die Comes leben in Höhlen der Steinklippen bey der Insel Chiloe, woraus man sie mit eisernen Spießen heraus arbeiten muß. Sie sind nicht ganz eine Spanne lang, und ungefehr zwey Zoll dick, und in eine doppelte Schale gekleidet. Man kann sie unter die Meerdaktilen rechnen. Nach allgemeinem Geständniß derer, die sich auf den Inseln Chiloe befunden haben, sind diese Seemuscheln die schmackhaftesten des Chilischen Meers. Die Stachelschnecken sind entweder weiß oder schwarz, worunter die ersten am meisten gesucht werden. Beide sind mit langen und spitzen Stacheln versehen, womit sie sich fest an die Steinklippen anklammern. Sie sind 4 bis 5 Zoll dick. In den Schalen finden sich zungenförmige Stücke Fleisch, die man ißt.

LVI. Das Muschelthier Piur wohnt in einem cederartigen, dicken, harten, und von außen mit Moos bedeckten Behältniß, das einem Bienenkorb gleicht. Diese Körbe sind von seltsamen Formen. Einige sind drey Fuß hohen Kegeln gleich; andere sind oval, andere cylindrisch, und andere rund gebildet, und unter dem Wasser an den Steinklippen befestiget, wo sie aber durch den Wasserfluthen losgerissen, und ans Land geworfen werden. Das Thier lebt in gewissen ovalförmigen und geschlossenen Zellen. Es ist roth, zwey Zoll lang,

lang, und wie ein Beutel gebildet, mit zwey Brüsten, worinn ein salziger Saft von angenehmen Geschmack enthalten ist. Wenn man die bedekkende Haut der Zellen öfnet, so sprizt mit Gewalt ein Saft heraus. Ein jedes der Behältnisse, wenn es groß ist, enthält 14 bis 15 Piuren. Die Landes-Einwohner essen sie entweder gebraten samt ihren Behältnissen, oder gesotten.

LVII. Das Meer und die Flüsse sind reich an Krebsen, und Hummern. Unter den Meerkrebsen sind der Xaive, Apancore, und Santolle, wie sie in der Landessprache heißen, die besten. Alle diese haben zehn Füße, unter denen die zwey ersten zwey große Scheeren bilden. Ihre Schalen sind fast ganz rund. Des Xaive Rücken ist über 4 Zoll breit, und die Schale ist ringsum zackigt. Der Apancore ist noch größer, und ist entweder ganz glatt, oder unten rauh; und eine andere Gattung seines Geschlechts ist oben gekrönt; aber seine Schale ist nicht ringsum mit spitzen Zacken versehen. Zweymal so groß und schmackhafter als die Apancore sind die Santollen. Ihre Schale ist ringsum mit Zoll-langen Stacheln bewafnet, welche beym Feuer leicht ausfallen. Ihr Fleisch bleibt alsdenn mit einer rothen Haut bedeckt, welche sich leicht abschälen läßt. Ihre Scheeren sind größer als jene der andern Gattungen, und sind anstatt der harten Schale mit einer weichen Haut bedeckt.

LVIII.

LVIII. Die Flußkrebse sind klein, und dienen nur den Flußfischen zur Nahrung. Hingegen werden die Hummern der Flüsse mehr gesucht, als jene des Meers. Sie sind über eine Spanne lang, und lassen sich leicht mit einem Fischerkorb und etwas Fleisch darin, fangen. Auf den Küsten der Fernandes-Inseln finden sich auch Meer-Heuschrecken (Locuste marine) in großer Menge. Die Art sie zu fangen ist leicht. Zur Zeit der Fluth streuen die Fischer Stücke Fleisch auf das Ufer, und ziehen sie hierdurch in solcher Menge von allen Seiten her dahin, daß jene kaum hinreichend sind, sie mit Stecken vom Meer abzuschneiden. Darauf schneiden sie ihnen nur die Schwänze ab, welche getrocknet ungefehr einen Fuß lang und zwey oder drey Zoll dick sind. Sie sind eine sehr nahrhafte Speise, die besser schmeckt, als ein jeder anderer gedörrter Fisch.

LIX. Das Chilische Meer enthält einen überaus reichen Vorrath an Fischen. Man zählt ihrer über 60 unterschiedene Gattungen, welche, den Meer-Aal, die Scholle, den Thunfisch, den Lachs, den Blackfisch, den Aal, die Sardelle, den Delphin, und wenige andere ausgenommen, alle von den Europäischen unterschieden sind. Unter der großen Menge giebt es viele vortrefliche Gattungen, und es ist sonderbar, daß weder unter den kleinen noch unter den großen sich eine findet, welche mit gabelförmigen Gräten

versehen

versehen sey. Die Vervielfältigung der Fische jeder Gattung ist entweder wegen einer sonderbaren Eigenschaft des Meers, oder wegen der geringen Anzahl Menschen, die sie verzehren, ohne Maaß. Es geschiehet oft, daß man das Ufer des Meers, besonders zwischen dem 33 und 41 Grad ganz mit aufgehäuften Fischen bedeckt antrift, welche theils vor den größern zu fliehen sich dahin ziehen, theils von den stürmischen Wellen dahin getrieben werden. Viele der Landes-Einwohner stehen in den Wahn, diese Fische seyn mit einer Art von Pest behaftet, und essen sie nicht. Aber die meisten bedienen sich ihrer, und essen sie theils frisch und theils getrocknet, ohne den geringsten Schaden an ihrer Gesundheit zu leiden.

LX. Der Fluß Cauten, welcher 900 Fuß breit, und so tief ist, daß er schwere Schiffe trägt, ist in gewissen Jahrzeiten über 7 Meilen die Mündung hinan so sehr mit großen Fischen angefüllt, daß die Indianer von beiden Ufern mit spitzen Rohrstöcken ihnen zu Leibe gehen, und sie damit anspießen. Das nemliche geschiehet im größten Theil der südlichen Flüsse. Im Archipelagus bey Chiloe, wo der Ueberfluß an Fischen vielleicht größer, als je anderwärts in Chile ist, fangen die Indianer die Fische auf eine ganz sonderbare Art. In den Mündungen der Flüsse, oder am Ufer des Meers schließen sie ein beträchtliches Revier von

Wasser

Wasser mit Stacketen ein, die sie mit Weiden durchflechten, damit kein Fisch durchkommen könne. An diesem Stacketenwerk lassen sie eine geöfnete Thüre, die sie bey Anfang der Ebbe mit Stricken zuziehen. Hier versammlen sich eine solche Menge, und so starke Fische, daß sie oft die Stacketen durchbrechen, und davon gehen. Aus dieser Menge wählen die Fischer von einer sehr schmackhaften und dicken Art, welche sie Rovali nennen, die größten, sie zu trocknen und zu verkaufen. Bey den Fernandes-Inseln wird unter andern guten Fischen auch der Baccalà gefangen. Er findet sich hier in solchem Ueberfluß, daß man den Angel nie leer herausziehet. Wegen der vielen verborgenen Klippen kann man hier mit Netzen nichts ausrichten.

LXI. Es würde zu weitläuftig und wider die Absicht dieses Werks seyn, alle die besondern Arten der Fische des Chilischen Meers zu beschreiben. Ich kann jedoch nicht umhin, von den Fischen Polpo, Diafano, und einigen andern etwas weniges anzumerken. Der Polpo ist von so seltsamer Gestalt, daß wenn man ihn ansiehet, wenn er sich nicht bewegt, man ihn für einen Ast eines Kastanienbaums halten könnte. Er ist nicht dicker, als der kleine Finger, und nicht über den vierten Theil eines Fußes lang. Sein Leib ist in vier oder fünf Gelenke getheilt, welche gegen den Schweif zu kleiner werden. Kopf und

Schweif

Schweif fallen nicht anders, als die abgebrochene Spitze eines Zweigs ins Auge. Wann er seine sechs Füße, die er gegen den Kopf zusammenhält, ausbreitet, so glaubt man Wurzeln zu sehen, und den Kopf hält man für die Spitze des abgebrochenen Stamms. Greift man ihn mit der bloßen Hand an, so erstarrt sie für einen Augenblick, ohne weitern Schaden. In der Blase dieses Thiers findet sich ein schwarzer Saft, welcher gut zum Schreiben ist. Der Fisch Diafano (durchsichtig) hält sich bey der Mündung des Flusses Tolten auf. Er ist klein, fast von der Gestalt eines Eyes, von köstlichem Geschmack und durchsichtig, wie Kristall; und was sonderbar ist, so bleiben sie durchsichtig, wenn man auch einige dicht nebeneinanderhält. Im dasigen Meer findet sich auch der Krampffisch (torpedine), der alle die Wirkungen äußert, welche die Naturalisten ihm, wenn man ihn berührt, zuschreiben.

LXII. Der Hahnfisch (Gallo) ist zwey bis drey Fuß lang, und ohne Schuppen. Er heißt Hahn, weil er einen röthlichen Kamm auf dem Kopf trägt. Bey den Fernandes-Inseln fängt man einen Fisch, der sich Tollo nennt, schmackhafter, als ein anderer von der nemlichen Gattung, die man in andern Meeren findet. Was ihn besonders charakterisirt, ist ein glänzender Sporn, den er an einer jeden seiner Floßfedern auf dem Rücken trägt. Diese Sporn sind dreieckig,

spitz,

spitz, etwas umgebogen gegen die Spitze, hart wie Elfenbein, drittehalb Zoll lang, und auf einer jeden der drey Seiten 4 bis 5 Linien breit, mit einer schwammigen Wurzel. Sie stillen das Zahnweh, wie es der spanische Schiffskapitän Don Ulloa mehrmalen versucht hat. Man legt die Spitze des Sporns in die Gegend des Mundes, wo der Zahn weh thut. Hierdurch wird der Backen taub, und in Zeit einer halben Stunde verschwindet der Schmerz. Manche schlafen davon ein, und wenn sie aufwachen, empfinden sie keinen Schmerz mehr. Wenn man den Sporn im Munde hat, so beobachtet man, daß der schwammige Theil der Wurzel nach und nach aufschwillt und mürber wird. Weil die Spitze des Sporns, die man nur in den Mund steckt, sehr hart ist, so kann die Aufschwellung keine Wirkung des Speichels seyn, der da eindringe. Er muß vielmehr eine anziehende Kraft haben, wodurch er die schädliche Feuchtigkeit einsauge, und der schwammigen Wurzel mittheile.

LXIII. Auch sind die Landseen und Flüsse reich an Fischen, besonders unter dem 34 Grad der südlichen Breite. Diese sind zwar in viel wenigere Gattungen getheilt, als jene des Meers, vermehren sich aber über alle Maaßen. Die gemeinsten sind die Forelle, der Königsfisch, (Pece Rey) Lisa und Bagre. Die Forelle, welche von köstlichem Geschmack ist, wächst bis

 zwey

zwey Fuß in der Länge. Man fängt sie mit dem Netze und mit der Angel, an deren Spitze man anstatt der Lockspeise zwey rothe Hühnerfedern befestiget. Den Königsfisch haben die Spanier so genannt wegen seines köstlichen Geschmacks. Er gleicht dem Hecht an Gestalt, außer daß er keinen so langen Kopf hat. Er pflegt einen Fuß lang und zwey bis drey Zoll dick zu seyn. Seine Schuppen sind silberfärbig, und er hat nur Rückgräten. Er findet sich auch im Meer, und zu Concepcion kauft man ihrer wohl hundert um zwey Groschen. In den Flüssen findet sich eine größere Art von Königsfischen, Cauques genannt, welche ungefehr zwey Fuß lang sind. Der Fisch Lisa, welcher auch häufig im Meer gefunden wird, gleicht an Geschmack und Gestalt dem Blackfisch, ist aber drey bis viermal größer als er, und wird in Flüssen mehr gesucht, als im Meer. Der Bagre ist ein häßlicher Fisch, braun oben und unten weißlich oder auch gelblich, ohne Schuppen, und meistens befindlich, wo die Flüsse und Bäche am trübsten sind. Sein Kopf ist allzudick nach der Proportion seiner Größe, welche nicht über anderthalb Schuh ist. Sein Fleisch ist zart, fett, gelb und schmackhaft.

LXIV. Es finden sich hier fast alle Europäische Insekten. Die Bienen, derer man besonders im Chilischen Archipelagus mehrere Gattungen antrift, bauen in die Höhlen der Bäume,

und

und die Landes-Einwohner haben sie noch nicht zahm gemacht. Sowohl die Feld- als Bett-Wanzen waren vor 40 Jahren noch nicht in Chile. Nachher aber sind sie mit Waaren auf Schiffen dahin gekommen, und haben sich in dem nördlichen Theil des Landes und in Seeplätzen sehr vervielfältiget. Die Heuschrecken finden sich hier in geringer Menge, und versammlen sich nie in dicke Wolken, wie auf der andern Seite des andischen Gebürges, die Felder zu verwüsten. Die Schnaken trift man nur bey sumpfigten Oertern an, und sind von jenen, die in dem hitzigen Erdgürtel die Menschen quälen, unterschieden. Im Gebiet der Stadt Coquimbo finden sich die Peruanischen Piques, (Würmer, die ins Fleisch dringen, und wenn man sie nicht wegschaft, sich daselbst ungemein vermehren); aber in andern Gegenden kennt man sie nicht, vermuthlich, weil es in südlichern Ländern für sie zu kalt ist.

LXV. Neben diesen und andern bekannten Insekten finden sich in Chile ganz sonderbare Gattungen. Auf den Blumen der Pflanze Bisnaga (womit man sich die Zähne reiniget) siehet man oft ein Koleopterisches Insekt mit zwey Flügeln, so vergoldet, daß man es für das schönste Gold halten sollte, und welches sowohl im Schatten als in der Sonne glänzt. Die Bauren schnüren sie an einander, und bilden damit glänzende Kreuze. Unter den Johanneswürmchen, deren es verschiedene

Gattungen giebt, von welchen einige beflügelt, und andere es nicht sind, giebt es eine Gattung von der Größe eines Schmetterlings, welche des Nachts einer fliegenden Kohle gleicht. Auf den Feldern hält sich in der Erde in Löchern eine zottige graue Spinne auf, deren Leib so dick, wie eine Faust, und die Beine bis vier Zoll lang sind. Neben den kleinen Zähnen ist sie noch mit zween hervorragenden Hundszähnen, welche von einigen für heilsam gehalten werden, versehen. Sie ist nicht giftig.

LXVI. Nach meiner Beobachtung giebt es unter Land- und Wasservögeln zwey und neunzig verschiedene Gattungen, die sich ins unendliche vermehrt haben. Die Berge und einsamen Wälder, die unbewohnten Seeküsten, die vielen Flüsse und Landseen befördern ihre Vermehrung. Unter ihnen finden sich auch Europäische Vögel, z. B. Adler, Weyhen, Falken, Habichte, Eulen, Rebhühner, Waldtauben, Turteltauben, Elster, Krammtsvögel, Schwalben, wilde Enten von 6 bis 7 Gattungen, Schnepfen, Reiher, Störche, Raben, Taucher, Kybitze von 8 oder 9 Gattungen. Andere kommen zwar ihrer Natur nach mit den Europäischen überein; sind aber in gewissen zufälligen Eigenschaften von ihnen unterschieden. Z. B. der Schwan hat einen schwarzen Kopf; die Nachtigall ist kleiner, und ihr Gesang ist nicht so anhaltend und weniger harmo-

harmonisch. Die Bergturtel hat schwarze Flügel. Der Stieglitz ist gelber und röther als der Europäische. Er hat unter dem Schnabel einen Bart von schwarzen Haaren, welcher mit den Jahren wächst, dergestalt, daß die Jungen noch gar keinen haben. Sein Gesang ist höher, anhaltender und angenehmer, als jener des Europäischen Stieglitzes. Das Weibchen ist aschenfärbig, mit gelben Flecken auf den Flügeln, ohne Bart und ohne Gesang. Sie wohnen im Gebirge, bis sie der einfallende Schnee vertreibt; alsdenn verbreiten sie sich durch das ganze Land. Unter den Vögeln, die in Europa unbekannt sind, finden sich viele, die entweder wegen ihrer Bildung, oder wegen der Schönheit ihrer Federn, oder wegen der Annehmlichkeit ihres Gesangs, oder wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches merkwürdig sind. Ich will aber nach meiner Gewohnheit nur einige wenige davon beschreiben.

LXVII. Der Condoro ist ein Raubvogel von wunderbarer Stärke, dessen ausgebreitete Flügel von einem Ende zum andern 14 Schuh lang sind. Er ist, außer dem Rücken, welcher weiß ist, und dem Hals, welcher mit einem weißen Ring umgeben ist, ganz schwarz. Er hat eine Art von Haarschopf auf dem Kopf. Die Federn seiner Flügel sind von der Dicke eines kleinen Fingers; der Schnabel ist stark, dick und krumm.

Er nistet auf den steilsten Felsen der Berge. Das Weibgen ist kleiner als das Männchen, und hat weder den weißen Ring um den Hals, noch den Rücken weiß, noch den übrigen Leib ganz schwarz; denn seine Farbe fällt vielmehr ins Graue. Dieser Räuber führt einen ewigen Krieg mit den Schaaf- und Ziegen-Heerden, und fällt so gar oft das Rindvieh an. Wenn sie auf einen Ochsen ihr Augenmerk richten, so vereinigen sich ihrer sechs und mehrere, schließen mit ausgespannten Flügeln einen Kreis um ihn, indeß der Kühnste unter ihnen ihm die Augen ausbeißt. Darauf erwürgen sie ihn, und zehren ihn auf. Die Bauern fangen ihn auf zweyerley Art. Erstlich errichten sie ein enges Pfahlwerk, und werfen ein todtes Aas dazwischen. Die Raubvögel, welche einen überaus starken Geruch haben, ermangeln nicht, auf das Aas zu fallen, und sich damit so sehr anzufüllen, als sie können; alsdann laufen die Bauern mit Prügeln herzu, und schlagen sie todt, weil sie wegen der Pfähle den Schwung nicht nehmen können, sich zum Flug zu erheben. Will man sie aber lebendig fangen, so legt sich der Bauer auf die Erde und bedeckt sich mit einer frischen Kuhhaut, und wenn der Condoro sich nähert, ergreift er ihn mit wohlverwahrten Händen, und hält ihn, bis andere in der Nähe versteckte Bauern herzueilen, und ihn fest binden. Dieser fürchterliche Vogel ist nach der Meynung des

des Herrn de Bomare von dem Lämmergeyer der Schweitzer nur der Farbe nach unterschieden.

LXVIII. Der Piuquen ist größer, als eine Gans. Oben ist er grau und weiß, und unten ganz weiß. Sein Fleisch ist weiß, zart, und von gutem Geschmack. Er liebt die Ebene, wo er sich theils von Kräutern, und theils von Würmern nährt, und leicht zahm zu machen ist. Der Straußvogel lebt in den Thälern der Andes, besonders am See Naguelguapi. Er ist dadurch von dem Afrikanischen unterschieden, daß er vier Zehen an jeden Fuß hat, da jener nur zwey hat. Seine Flügel, welche nach Proportion zum Fliegen zu klein sind, befördern seinen schnellen Lauf. Er legt seine Eyer in den Sand; und es werden ihrer oft sechzig auf einmal ausgebrüthet; woher viele vermuthen, sie seyn nicht alle von einer Mutter. Sie sind bekanntermaaßen so groß und stark, daß man sie wie Porzelän zu Gefäßen brauchen kann.

LXVIIII. Flamingo, ein von den Spaniern sogenannter Wasservogel von schöner Bildung. Sein Körper, der nicht sehr schwer ist, erhebt sich auf zwey hohen und dünnen Beinen; und auf einem sehr langen Halse trägt er einen kleinen Kopf, der mit einem langen gebogenen und harten Schnabel, und mit Zähnen versehen ist. Seine Augen sind klein und roth, die Zehen seiner Füße durch Häute vereint, die Federn seines Rückens

 und

und seiner Flügel schön feuerfärbig, und die übrigen weißlich. Die Indianer zieren die Spitzen ihrer Lanzen und ihr Haar mit den Federn dieses Vogels. Er giebt seinem Nest, welches er anderthalb Schuh hoch über die Erde aus Koth bauet, die Figur eines abgekürzten und oben eröfneten Kegels, worinn er nicht mehr als zwey Eyer legt. Wenn er sie ausbrüthet, so setzt er seine Füße außer dem Nest auf die Erde, und den Leib aufs Nest.

LXX. Der Alcatraz ist eine Art von Pelikanen. Sein Leib ist kleiner als jener eines Kalekutischen Hahns; aber seine Beine sind über zwey Fuß lang, und sein anderthalb Fuß langer Schnabel ist ungefehr drey Zoll breit, und sowohl oben als unten mit kleinen Zähnen versehen, welche wie eine Säge schneiden. Unter diesem Schnabel hängt ein Sack über seinen Magen herab, welcher vermittelst gewisser Faden an den Hals befestiget ist. Dieser Sack bestehet aus einer dicken, fetten, sehr fleischigten Haut, die wie Leder biegsam, und wie seidener Atlaß mit einem feinen und sanften Haar bedeckt ist. Er fällt nicht sehr ins Auge, wenn er leer ist, wenn aber der Vogel einen reichen Fischfang gethan hat, so ist es zum Erstaunen, wie viel große und kleine Fische er darin sammelt, sie entweder zu seiner eignen Nahrung, oder für seine Jungen aufzubehalten. Seine Farbe ist braun, und seine Federn sind zum Schreiben besser, als Gänsefedern. Die Landes-Einwohner bedienen

sich

sich dieses Sacks, Laternen daraus zu machen. Der Alcatraz muß die Kälte nicht vertragen können; denn im Winter findet man ihrer viele todt auf den Felsen, die dem Meer nahe sind.

LXXI. Der Paxaro-Niño wird von den Spaniern so genannt, weil er in der Ferne einem nacketen Kinde gleich siehet. Er lebt im Meer, und ist von der Größe eines Kalekutischen Hahns. Seine Federn sind auf den Rücken schwarz, und am Bauch weiß. Er hat einen dicken ovalförmigen Hals, welcher mit einem Ring weißer Federn umgeben ist. Seine Haut ist so dick wie jene eines Schweins, und läßt sich leicht vom Fleisch abschälen. Anstatt der Flügel hangen ihm zwo häutige Falten an den Seiten herab, wie zwey Arme. Diese sind oben mit weißen und kurzen Federn, die mit schwarzen untermischt sind, bedeckt, und dienen ihm zum Schimmen, nicht zum Fliegen. Er nistet am Ufer in tiefen Löchern im Sande, und legt drey oder vier weiße schwarzgefleckte Eyer. Sein Schnabel ist schmal, und größer als jener des Rabens, der Schwanz kurz, die platten Füße schwarz, und wie jene der Gans gebildet. Er gehet gerade und hoch, und läßt die zwey Schwimmflügel neben sich herabhangen. Sein Fleisch soll nicht, wie jenes anderer Seevögel, übel riechen, und von gutem Geschmack seyn.

LXXII. Der Threguel, oder Keltreu, ist von der Größe eines Täubers, nur daß seine Beine

noch wohl zweymal höher sind. Oben ist er aschenfärbig mit schwarzen Flecken, und unter dem Bauch zur Hälfte weiß, übrigens schwarz. In den Gelenken seiner Flügel trägt er ein Zoll langes ungefehr fünf Linien dickes hartes und spitzes Bein, womit er sich wider andere Vögel und auch vierfüßige Thiere vertheidiget, wenn sie sich seinem Neste, welches er in ein jedes Loch bauet, das er von ungefehr auf der Erde antrift, nähern. Es legt nicht mehr als drey graue schwarzgefleckte Eyer, die gut zum essen sind. Wenn er einen Menschen kommen siehet, schleicht er sich unvermerkt vom Neste, und beginnt nicht eher zu schreien, bis er sich ziemlich weit vom Neste entfernt hat; hiedurch leitet er die Menschen von seinem Neste ab. Er lebt auf der Ebene; und nie findet man von seiner Gattung auf Bäumen sitzen, noch mehrere als ein Männchen und Weibgen beysammen.

LXXIII. Trenca ist ein Vogel, der den Krammtsvogel an Größe, an der Bildung des Schnabels, des Kopfs und der Füße gleicht, und übrigens von grauer schwarzgefleckter Farbe ist, und etwas längere und breitere Flügel und Schwanz hat. Dieser Vogel singt vortreflich, wechselt in den Tönen ab, wie die Nachtigal, und ahmt scherzend die Stimme aller andern Vögel nach, sobald er singen hört. Er ist sehr lebhaft, und sitzt fast keinen Augenblick stille auf einem Orte,

auch

auch wenn er singt. Der Kereu, den die Spanier unrichtig unter die Krammtsvögel zählen, ist etwas größer als der Trenca. Seine Federn, Fleisch, Augen, Schnabel, und Beine sind schwarz. Er lernet, wie der Papagay, sprechen. Sein Schnabel ist schmal, und etwas länger als jener eines Krammtsvogels. Sein Gesang ist anhaltend, und sehr angenehm, und der Vogel selbst wird leicht zahm. Er verfolgt die kleinern Vögel, deren Hirn er gerne frißt. Er bauet sein Nest auf Bäume, und trägt den Koth dazu im Schnabel, mit den Füßen, und auf dem Schwanz, welcher ihm anstatt der Mörtelkelle dient. Das Nest siehet einer Schüssel vollkommen gleich.

LXXIIII. Es giebt zwo Gattungen von Papagayen in Chile, deren einen den Namen Papagay trägt, und der andere Catita genannt wird. Der Chilische Papagay ist von den Amerikanischen Vögeln dieses Namens nicht unterschieden. Er nistet in krummen Höhlungen steiler Felsen; wohin jedoch die Bauern sich mit Stricken hinablassen, ihre Jungen, welche sehr gut schmecken, mit krummen Haken auszunehmen. Er brüthet auf einmal nicht mehr als zwey Eyer aus; wenn ihm aber seine Jungen geraubt werden, so legt er neue, bis er seine Jungen davon bringt. Daher kommt es, daß ungeachtet man überall im Sommer junge Papagayen ißt, dennoch überall ein Ueberfluß an diesen Vögeln ist. Sie bringen dem Getraide

und

und Obst großen Schaden. Wenn ein ganzes Heer von ihnen auf ein besaamtes Feld sich niederläßt, so hält einer von ihnen auf einem Baum die Wache, welcher von andern, die sich gesätiget haben, abgelöset wird, damit er auch Theil am Raub habe. Sobald die Wache siehet, daß sich der Jäger nähert, giebt er den übrigen durch ein Geschrey das Zeichen, sich davon zu machen. Der Catita ist ganz grün, von der Größe einer Turteltaube, die er aber an der Länge des Schweifs übertrift. Uebrigens gleicht er dem Papagay, und nistet im Sommer auf dem Andischen Gebürge. Wenn der Schnee ankömmt, verbreitet er sich in Millionen starken Heeren auf die Ebene, besonders unter den 34 Grad der Breite, und wo ein solcher Flug hinfällt, wird alles verwüstet. Es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, daß ein jeder Flug über eine Million stark ist. Ihr Fleisch ist köstlich. Die Bauren rennen zu Pferde unter sie, und schlagen ihrer eine Menge mit Stecken todt, weil sie durch ihre Vielheit verhindert werden, sich schnell von der Erde zu erheben. Sowohl der Catita als der Papagay lassen sich zahm machen, und lernen sprechen. Der Thile oder Chile, welcher dem Lande den Namen gegeben haben soll, ist fast so groß als ein Staar; hat aber einen längern Schwanz. Im Schreien spricht er das Wort Chile deutlich aus. Das Männchen ist, außer unter den Flügeln, wo es gelb ist, ganz schwarz,

und das Weibgen dunkelgrau. Es legt 3 weiße Eyer auf Bäumen, die am Wasser stehen. Er singt schön; man kann ihn aber wegen seines übeln Geruchs nicht im Käfig halten.

LXXV. Der Piccaflor ist ein Meisterstück der Natur, sowohl wegen seiner niedlichen kleinen Bildung, als wegen der Schönheit der lebhaften goldnen Farben, womit seine Federn geschmückt sind. Es giebt zwar auch eine große und mittlere Gattung dieser Vögel; aber die kleinern sind die schönsten und glänzen am meisten. Diese sind kaum etwas größer als ein Schmetterling. Ihre Farbe gleicht dem reinsten Golde, und je nachdem das Licht hinauffällt, auch dem Glanz verschiedener Juwelen. Der Schnabel der kleinsten ist nicht größer als eine Stecknadel. Sie fliegen so schnell, daß man wegen ihres Gesummes sie eher hört, als siehet. Sie schweben lange Zeit wie unbeweglich in der Luft, und ernähren sich von dem Saft der Blumen, woher sie in spanischer Sprache Blumenpicker, Blumensauger, Bienenvogel, Honigsauger genannt werden. Nach der blumenreichen Jahrszeit werden sie taub, und fallen in einen Schlaf, aus welchem sie nicht erwachen, bis ins Frühjahr. Ihre kleinen Nester bauen sie aus dem feinsten Haar auf die Aeste der Bäume, und legen nicht mehr als zwey weiße Eyer mit gelben Flecken. In einigen Amerikanischen Provinzen werden sie Colibri genannt. Unter den

92 Gattungen Vögel, die ich, wie ich oben sagte, in Chile beobachtet habe, finden sich viele von der nemlichen Gattung, die sich durch die weiße Farbe ihres Kopfs, oder ihrer Flügel, oder des ganzen Leibes von ihres Gleichen unterscheiden, welches von ihrem Aufenthalt im Schneegebürge herkommen kann. Unter den Krammtsvögeln trifft man dieses am meisten an. Neben diesen inländischen Vögeln, haben die Spanier auch zahmes Federvieh ins Land gebracht.

Vierfüßige Thiere.

LXXVI. Chile ist nicht so reich an inländischen Säugethieren, als andere Amerikanische Länder. Die beträchtlichsten unter denen, die im Wasser leben, sind der Wallfisch, der Seelöwe, der Seewolf, das Wallroß, die Meerkatze, der Guillin und Coipu. Von den vierfüßigen Thieren, die auf der Erde leben, will ich nur nennen, den Löwen, den Huanaco, Chilihueque, Guemul, Vicogna, den Fuchs, Guigna, Gems, Hase, Viscacha, Chinne, Kiki, Arda, Piguchen. Den Wallfisch habe ich in diese Klasse der Thiere gesetzt, weil er in Ansehung seines innern Baues und gewisser wesentlicher Eigenschaften denselben gleicht. Er vereint sich mit dem Weibgen, wie sie; er bringt, wie sie, seine Jungen lebendig zur Welt; hat Milch, und seine Jungen saugen an ihm.

LXXVII. Die Wallfische des Chilischen Meers sind von den Grönländischen wenig oder gar nicht unterschieden. Man trift manchesmal solche ungeheur-große Thiere todt auf dem See-Ufer an, weil sie das Meer ausgeworfen hat. Ihr größter Feind ist der Schwerdtfisch, (Pece-Spada) welcher wegen eines drey bis vier Fuß langen und schwerdtähnlichen Beins, welches er auf dem Kopfe trägt, so genannt wird. Er ist zehn bis zwölf Schuh lang, und äußerst schnell. Seine Kinnladen sind mit spitzigen kleinen Zähnen bewafnet. Eine Art dieser Fische trägt ein auf beiden Seiten mit Zähnen versehenes Schwerdt auf den Kopf, und ist übrigens von dem vorigen nicht unterschieden. Unter den Wallfischen, die todt ans Ufer geworfen werden, sind einige über alle Maaßen groß. Ich sah eines Tages eine Ribbe, die 15 Schuh lang, anderthalb Schuh breit, und 5 Zoll dick war. Viele glauben, daß die Menge Ambra, den man auf den Ufern der Insel Chiloe in großen Stücken findet, von den Wallfischen herkommen, ich bin aber mit Herr Geofroi der Meinung, daß er nichts anders als ein Erdharz ist, welches aus dem Schoos der Erde ins Meer fließt.

LXXVIII. Der Seelöwe kann auch außer dem Wasser leben, und bringt seine Jungen lebendig zur Welt. Er gleicht etwas dem Seekalbe. Wenn er zu seiner vollständigen Größe gelangt ist,

so hat er 14 bis 18 Fuß in der Länge, und zwischen 10 und 15 Fuß im Umfange. Seine Haut ist nicht schuppicht, sondern mit einem hellgelben kurzen Haar bedeckt. Sein Kopf ist nach Proportion seines Leibes zu klein, zugespitzt, wie jener des Wolfs. Seine Zunge ist dick und fast ganz rund, und seine Kinnladen sind mit großen starken und spitzen Zähnen bewafnet, wovon ein Drittel hervorstehet, und die übrigen tief in ihre Fächer eingefaßt sind. Aus seinen Lefzen gehet auf beyden Seiten ein Bart hervor, der jenem des Tigers gleicht. Die Augen sind klein, und die Ohren so kurz, daß sie kaum hervorstechen. Auch ist die Nase sehr klein, voll Drüsen, und ohne Haar. Das Thier hat zwey Hände oder zwey knorpelichte Floßfedern, deren es sich zum Schwimmen und zum Gehen bedient. Sein Schwanz ist ebenfalls knorpelicht, und so gabelförmig getheilt, daß er zugleich die Dienste der Füße verrichten kann. Diese Art von Händen und Füßen endiget sich in fünf Fingern, und bestehet in harten Knorpeln, welche im Schulterblatt, und da wo die Finger anfangen, ihre Gelenke haben. Wenn dieses gleich nicht so schnell und behende gleich anderen vierfüßigen Thieren ist, so klettert es doch ohne viele Mühe die höchsten und steilsten Klippen hinan, und wieder herab. Die Zeugungsglieder sind am untersten Theil des Bauchs, und wenn sich beide Geschlechter vereinen wollen, so setzen sie

sich

sich auf den getheilten Schweif, und umfassen sich mit den vordern Floßfedern, oder Händen. Das Weib gebieret und säuget die Jungen, deren nur zwey sind, wie andere vierfüßige Thiere thun. Das Thier wird wegen der Haare, die es am Halse trägt, Löwe genannt. Wenn man seine zolldicke Haut durchschneidet, so findet man einen schuhhohen Speck, ehe man aufs Fleisch kommt; man nennt sie daher auch Oelwölfe. Die fettesten geben wohl 150 Maaß Oel. Dies Thier ist sehr blutreich. Wenn es verwundet ist, wirft es sich sogleich ins Wasser, und färbt dasselbe weit und breit mit Blut. Wenn dieses die Seewölfe wahrnehmen, werfen sie sich haufenweise über dasselbe her, und zehren es in weniger als einer Viertelstunde auf. Das nemliche Schicksal haben aber die Seewölfe nicht, wenn sie verwundet sind. Weder ein Seelöwe, noch ein anderer Seewolf vergreift sich an ihm. Den ganzen Sommer halten sich die Seelöwen fast jederzeit im Meer, und im Winter auf dem Lande nah am Meer auf, und ernähren sich theils von Kräutern, und theils von Fischen. Sie schlafen schnarchend entweder im Koth, oder auf Felsen, so tief, daß sie nicht leicht aufzuwecken sind. Es hält daher einer von ihnen, und zwar ein Männchen, die Wache, und weckt durch einen gräßlichen Laut nicht nur die andern auf, wenn eine Gefahr sich nähert, sondern schreckt auch die Menschen ab, die ihnen näher kommen.

Die Seevögel gehen auf ihnen hin und her, wenn sie schlafend ausgestreckt liegen. Man kann sie leicht tödten, weil sie zu schwer sind, sich zu vertheidigen. Bey jeder Bewegung siehet man ihr Fett unter der Haut fließen. Wer sie angreift, muß sich besonders vor ihren Zähnen hüten; denn was sie damit anfassen, das lassen sie nicht mehr los. Der empfindlichste Theil an ihnen ist die Spitze ihrer Nase. Wenn am übriegen Leibe die tiefste Wunde sie nicht tödtet, so thut dieses ein leichter Schlag auf ihre Nase. Die großen brüllen etwas dümpfer als die Rinder, und die kleinen blecken, wie die Schaafe. Ihre Mütter tragen sie auf dem Halse, wenn sie einer Gefahr entfliehen. Man findet sie am häufigsten bey den Fernandes-Inseln. Der Lord Anson erzählt, seine Matrosen haben ihrer eine Menge getödtet, um ihr Fleisch zu essen, und habe gefunden, daß ihr Herz und Zunge besser schmeckten, als jene der Kühe und Ochsen.

LXXIX. Die Seewölfe sind von den Seelöwen dadurch unterschieden, daß sie kleiner und von anderer Farbe sind, und keine Haare am Halse haben. Die großen sind grau und ungefehr acht Fuß lang, und die von kleinerer Art haben nur 4 Fuß in der Länge, und ihre Farbe ist braun. Man findet sie in Menge an den Seeküsten und bey den Fernandes-Inseln. Die Landes-Einwohner tödten sie mit Stecken, und bedienen sich

ihrer

ihrer Felle zu Schwimmenpolstern, welche aufgeblasen 5 bis 6 Fuß lang und zwey Fuß dick sind, und aneinander gebunden werden. Mit diesen erkühneu sich die Indianer sogar auf den Fischfang ins Meer zu schwimmen. Das Wallroß ist vom Hippopotamos, das in Afrikanischen Flüssen lebt, nicht unterschieden, als durch eine Mähne, die es am Hals trägt. Die Meerkatze ist an Größe und Bildung der zahmen Katze gleich. Ihr Fell ist sehr dicht, sanft, und grau. Ihre vier Füße bestehen aus Knorpeln, und ihr Schwanz ist dick, lang, und mit dichten Haaren bedeckt. Sie ist sehr wild, und vertheidiget sich mit ihren spitzen Zähnen wider Menschen und Hunde.

LXXX. Der Guillin ist ein sehr gemeines Thier, welches in Seen, Flüssen und Bächen lebt, und sich von Fischen und Gras, welches auf den Ufern wächst, ernährt. Er ist so groß als ein gemeiner Hund; und ist mit Haaren bedeckt, die theils lang, und theils kurz sind. Die kurzen, die nicht über einen Zoll lang, sehr fein und dicht sind, dienen, des Thiers natürliche Wärme zu erhalten; aber die langen Haare sind etwas rauh. Seine Farbe ist auf dem Rücken dunkelbraun, und unter dem Bauch weißlich. Der Kopf ist fast rund; rund und kurz sind seine Ohren, und klein die Augen. Sein Maul ist unten und oben mit zwey langen und spitzen Zähnen bewafnet.

Seine vordern und hintern Füße sind häutig und platt, und der Schwanz breit. Sein Fell wird gesucht, Hüte daraus zu bereiten. Er scheint eine Kastor-Art zu seyn. Der Coipu ist kleiner als der Guillino, dem er übrigens an Gestalt und Lebensart gleicht. Sein Fell ist schwarz, und er hat ebenfalls ein zweifaches Haar, von welchen das niedrigere sanfter ist. Dieses Thier läßt sich zahm machen, und lebt in Häusern, wie ein Hund. Es finden sich auch in den Chilischen Gewässern, besonders im Inselmeer, Fischottern, die den Europäischen gleich sind.

LXXXI. Die Einwohner in Chile nennen ihren Löwen Pagi. Er unterscheidet sich dadurch von den Afrikanischen Löwen, daß er keine Mähnen hat, und nicht größer ist, als die Afrikanischen Löwen. Seine Farbe ist weißgrau. Er findet sich in ganz Chile vom 24 bis 45 Grad der Breite, und man weiß nicht, ob man ihn weiter hin antrift. Er lebt in den dicksten Wäldern, und auf den steilsten Bergen, und verläßt diese nicht, außer wenn er auf Raub ausgehet. Den Pferden stellt er am meisten nach; und die Art, wie er sich ihrer bemeistert, ist sonderbar. Wenn er sie seiner Gewohnheit gemäß nicht unvermuthet überfallen kann, so nähert er sich ihnen scherzend, indem er sich auf die Erde ausstreckt, und den Schweif hin und her schlägt. Wenn er auf diese Weise dem Pferde, oder einem andern Thiere nahe genug gekommen ist,

ist, so springt er ihm auf einmal auf den Rücken, und erwürgt es mit den Klauen. Gelingt ihm aber dieses nicht, wegen der Sprünge, die das Thier thut, so ergreift ers beym Maul, und drehet den Kopf so gewaltig gegen sich hin, daß es ihm den Hals zerbricht. Darauf schleppt er dasselbe mit einer Klaue in einen Wald, frißt davon soviel als ihm beliebt, und bedeckt das übrige mit Büschen, die er von den Bäumen abbricht. Man kann hieraus auf die erschreckliche Stärke dieses Thiers schließen. Einst traf ein solcher Löwe auf zwey Pferde, die zusammengebunden waren. Eins tödtete er, und schleppte beide mit sich fort. Indeß er dieses that, schlug er mit seinen Klauen das noch lebende Pferd, damit es durch seine Sprünge etwas beytrüge, das todte fortzuschleppen. Demungeachtet vermeidet er Ochsen und Kühe, wenn sie versammelt sind, und wagt sich nur an Kälber und Rinder, die einsam gehen. Wenn das Rindvieh seiner gewahr wird, schließt es einen Kreis um die Kälber, und kehrt die Hörner gegen ihn auswärts, und tödtet ihn oft, wenn er sich untersteh̄et, sie anzugreifen. Die Pferde thun das nehmliche mit den Hinterfüßen; werden aber meistens überwältiget.

LXXXII. Der Esel, welcher seine eigene Schwäche im Laufen erkennt, bleibt bey Annäherung des Löwen stehen, und scherzt in seinen Bewegungen eben so arglistig als er, bis er die

Gelegenheit ersiehet, ihn drey oder viermal mit den Hinterfüßen vor den Kopf zu schlagen, und nachdem er ihn hierdurch betäubt oder getödtet hat, die Flucht zu nehmen. Kömmt ihn aber der Löwe zuvor, und springt ihm auf den Rücken, so wirft er sich rücklings auf die Erde, und zerquetscht ihn. Gelingt ihm aber auch dieses nicht, so läuft er so schnell er kann in einen dichten Wald, und sucht seinen Feind mit Hülfe der tiefen Zweige der Bäume, unter welchen er hinrennt, abzuwerfen. Auf diese Weise werden nur wenige Esel dem Löwen zum Raube. So fürchterlich er den vierfüßigen Thieren ist, so hat er sich doch bisher noch nicht unterstanden, die Menschen anzufallen, ob er gleich von denselben oft verfolgt und getödtet wird. Die Landes-Einwohner verfolgen ihn mit Hunden, die darauf abgerichtet sind. Wenn er nicht entfliehen kann, so klettert er entweder die höchsten Bäume hinan, und springt mit großer Leichtigkeit von einem zum andern, oder stellt seinen Hinterntheil an einen Felsen oder Stamm in Sicherheit, und vertheidiget sich mit seinen Klauen und Zähnen tapfer wider die Hunde, deren viele das Leben dabey verlieren, bis ihm der Jäger von der Ferne einen Strick um den Hals wirft. Wenn er sich alsdenn gefangen sieht, rollen ihm häufige und dicke Tropfen Thränen aus den Augen über die Backen herab. Aus seiner Haut wird sehr gutes Leder zu Schuhen bereitet, und sein Fett soll wider Seitenschmerz sehr heilsam seyn.

LXXXIII.

LXXXIII. Die Thiere Guanaco, Chilihueque, Guemul und Vicuña sind verschiedene Gattungen vom Geschlecht der Kameele, und unterscheiden sich von dem gemeinen Kameel dadurch, daß sie keinen erhöheten Rücken haben. Der Huanaco oder Guanaco ist sechs bis sieben Fuß lang, und vier bis fünf Fuß hoch, und gleicht fast gänzlich dem Kameel an Kopf und Hals, an der gespaltenen Oberlippe, am Schweif, und an den Erzeugungsgliedern. Sein Rücken ist eben, seine Füße sind gespalten, und mit zugespitzten dicken Klauen versehen. Sein Haar, welches auf dem Rücken grau und am Bauche weißlich ist, ist sehr sanft, und wird zu Hüthen gebraucht. Es hat keine andere Waffen, sich zu vertheidigen, als die leichten Füße, womit es auch die steilsten Felsen hinan klettert. Es lebt meistens im Andischen Gebirge; und dem ungeachtet ist es leicht zahm zu machen. Wer es aber zum Zorn reizt, dem speyet es ins Angesicht. Sein Fleisch soll fast so gut als Hammelfleich seyn. In seinem Eingeweide findet sich der feinste Bezoarstein. Der Chilihueque scheint aus dem Guanaco und einem Europäischen Widder zusammengesetzt zu seyn; denn er hat von jenem den Kopf, Hals und Schweif, und von diesem den Ueberrest seines Leibes, welcher aber wohl noch einmal so groß ist, und die Benennung, welche einen Chilischen Bock bedeutet, vielleicht um ihn von dem Peruanischen

Llamas zu unterscheiden. Er ist ein zahmes Thier, und wird von den Indianern so hoch geschätzt, daß sie ihn bey Friedenstractaten, oder bey Feyerlichkeiten ihrer Religion zum Opfer schlachten. Sein Fleisch ist so gut als Hammelfleisch, und seine Wolle ist vortreflich. Es giebt weiße, schwarze, graue und aschenfärbige. Ihr Geschlecht hat sich nicht sehr vermehrt, weil das Weibgen mit Beschwerlichkeit empfängt. Man muß es halten, wenn das Männchen es belegen soll. Das Thier Guemul ist an Bildung und Größe dem Chilihueque gleich, nur daß der Schweif jenem eines Hirschen gleicht. Es ist wilder als der Guanaco, und hält sich fast immer in den steilsten Gegenden der Andes auf. Das Thier Vicuña ist so groß als eine Ziege, und hat viele Aehnlichkeit mit dem Guanaco. Seine Farbe ist Koffeebraun; die Wolle ist fein und weich, und wird in Menge nach Europa geführt, und das Fleisch ist wohlschmeckend. Diese Art Ziege lebt in dem mäßigsten Theil von Chile, nemlich in den Provinzen Copiapo und Coquimbo. Sie muß sehr fruchtbar seyn; denn obgleich ihrer eine große Menge das ganze Jahr hindurch verzehrt wird, so ist doch das Land jederzeit in Ueberfluß damit versehen. Sie ist ein sehr furchtsames Thier. Eine handvoll Wolle, die sie an einem Seil hangen siehet, hält sie in ihrem Lauf ein. Sie läßt sich wie ein Schaaf zahm machen. Man hat daher

Ursache,

Ursache, die Landes-Einwohner einer unverzeihlichen Nachläßigkeit zu beschuldigen, weil sie diese nützliche Thier, die sie heerdeweise erhalten könnten, um sie zu gewissen Jahrszeiten zu scheeren, aus Begierde nach der Wolle tausendweise ums Leben bringen, wodurch sie mit der Zeit ganz vertilget werden müssen.

LXXXIV. Neben dem gewöhnlichen Fuchs giebt es in Chile noch einen andern, den die Indianer Culpeu nennen, und der wohl zwey bis dreymal größer ist, als jener; ihm aber an Farbe, Bildung und Eigenschaften gleicht. Dieser lebt, wie der gemeine Fuchs, vom Raub des zahmen Geflügels und der Lämmer, wenn er sie von der Heerde getrennt antrift. Auch widersetzt er sich den Hunden, und tödtet ihrer auch wohl einige, wenn sie ihm hart zusetzen. Er ist aber seltener, als der gemeine Fuchs. Guigna ist ein kleines Tigerthier, welches eine große Katze an Größe nicht übertrift. Seine Farbe ist grau, mit schwarzen runden Flecken bestreuet. Es stellt nur dem Geflügel nach, und lebt in Wäldern. Es giebt auch in Chile viele Gattungen wilder Katzen, welche zwar kleiner oder größer und an der Farbe unterschieden sind, aber insgesammt die gemeine Katze an Größe nicht viel übertreffen. Die Gemsen, Hirsche und Hasen sind den Europäischen gleich.

LXXXV. Das Thier Viscacha ist von der Größe und auch fast von der Gestalt eines Kaninchens, welches aber längere Füße hat. Sein sanftes Haar ist grau, mit schwarz vermischt. Sein Schweif ist jenen des gemeinen Fuchses gleich, und mit so harten Borsten bedeckt, daß sie Dörner zu seyn scheinen, und hinreichend sind, seine Feinde zu verscheuchen. Sein Fleisch ist gut zu essen. Es lebt in Höhlen, die es sich in die Erde gräbt. Die ganze Nacht trägt es alles, was es auf dem Felde antrift, vor seine Höhle; daher fügt es sich oft, daß Reisende ihre verlorne Sporn oder andere Sachen vor den Höhlen der Viscachen finden. Auch das Thier Chine ist von der Größe eines Kaninchens, und hat viel ähnliches mit einem kleinen Hunde. Seine Farbe ist dunkelblau, außer auf dem Rücken, wo vom Kopf bis zum Schwanz eine Streife von weißen Ringen läuft. Der Schwanz ist sehr reich an Haaren, beugt sich aufwärts, und öfnet und schließt sich, wie der Pfauenschweif. Dieses Thierchen ist von sanfter Natur, liebt und sucht dem Menschen. Es gehet, besonders auf dem Lande, in die Häuser, frißt da, was es findet, und gehet wieder fort, ohne daß Menschen oder Hunde ihm einige Ueberlast verursachen. Den freyen Zutritt verschaft ihm ein ölichter Saft, welchen es in einem Bläschen unter dem Schwanze trägt. Dieser Saft ist von einem so durchdringenden und unerträglichen

Gestank, daß schwerlich seines Gleichen in der Natur anzutreffen ist. Dabey ist dieser Gestank so anklebend und anhaltend, daß man ihn schwerlich und erst nach langer Zeit vertreiben kann. Wenn das Thier beleidiget wird, so hebt es sogleich die Hinterfüße auf, und gießt einen Strahl dieses pestilenzialischen Safts dem Beleidiger auf das Kleid oder auf den Leib. Das Kleid wird alsdenn entweder ganz unbrauchbar, oder muß mit der stärksten Lauge und mehrmal gewaschen werden, und der Ort wird für eine geraume Zeit unbewohnbar; denn es giebt kein Gewürz und kein Muscus, wodurch dieser Gestank vertrieben werden könne. Wenn ein Hund damit bespritzt wird, so kommt er ganz außer sich, wälzt sich bald im Sande und bald im Koth, taucht sich oft ins Wasser, läuft heulend auf dem Felde umher, und wird sehr mager, weil er, so lange der Gestank dauert, nichts frißt. Darum hüten sich die Hunde, dieses Thier zu beleidigen, es sey denn, daß sie es noch nicht kennen. Es ist aber sonderbar, daß es seines Gleichen nie mit diesem Saft bespritzt, ob es gleich mit ihm oft in Streit geräth. So lange diese Pest in der Blase ist, riecht man nichts davon; auch sind Fell und Fleisch des Thiers ganz davon frey. Wenn die Indianer den Ausfluß dieses Safts verhindern wollen, so ziehen sie das Thier beym Schweif, alsdenn wird die Mündung der Blase zugeschlossen. Aus dem sanften Felle

dieses

dieses Thiers werden schöne Bettdecken verfertiget.

LXXXVI. Der Kiki ist von der Größe des Fuchses, welchem er am Schwanze, übrigens aber dem Krokodill an der Bildung gleicht. Seine Beine sind kurz; sein Haar ist fein, und seine Aschenfarbe ist mit weißen Flecken gezeichnet. Er ist ein sehr wildes Thier, und man hat ihn bisher noch nicht zahm machen können. Arda ist eine Art von Feldmaus von der Größe einer Katze, und findet sich nur in der Provinz Copiapò. Sie ist sehr zahm, und mit einer aschenfärbigen dichten Wolle bekleidet, die so weich als Baumwolle ist. Piguchen ist das wunderbarste Thier in Chile; denn es ist ein vierfüßiger Vogel. Es ist von der Größe eines Kaninchen, hinten breit und vorne schmal, mit einem feinen zimmetfärbigen Fell bedeckt. Seine Schnautze ist spitz, und seine Augen sind groß, rund und funkelnd. Kaum siehet man seine Ohren. Seine Flügel sind häutig, wie jene der Fledermaus, die Beine kurz, wie die einer Eydechse, der Schwanz anfangs rund, hernach breit, gleich den Fischen. Er zischt wie eine Schlange, und fliegt wie ein Rebhuhn. Er wohnt in den Höhlen der Bäume, und fliegt nur des Nachts aus. Er thut niemanden Schaden, und man weiß nicht einmal, wovon er lebt. Ich habe nie Gelegenheit gehabt, dieses Thier zu sehen; aber glaubwürdige Personen, die es gesehen, beschreiben

schreiben es einstimmig, wie ich es beschrieben habe, und sein Daseyn wird sowohl von Spaniern als Indianern allgemein bestätiget. In ganz Chile finden sich auch die in Italien bekannten Indianischen Schweine; sie sind aber den Kaninchen etwas ähnlicher, als die man in Italien findet. Auf den Feldern giebt es viele Gattungen von Mäusen, die sowohl an Bildung als an Farben unterschieden sind.

LXXXVII. Pferde, Esel, Rindvieh, Schaafe, Ziegen, Schweine, Hunde, Katzen und Haus-Mäuse sind von den Spaniern nach Chile gebracht worden, und haben sich nicht nur sehr stark vermehrt, sondern sind auch von ihrer Natur nicht abgeartet.*) Die Pferde sind schön und wohlgebildet, voll Geist, und sehr dauerhaft. Ihr Huf ist wegen der Härte des Erdbodens sehr hart; darum werden sie, außer denen, welche in Ställen erzogen worden sind, nicht mit Hufeisen beschlagen. Man findet ihrer nicht nur viele unter den Spaniern, sondern auch unter den Wilden, die sie jenen abkaufen. Es giebt in Chile drey Arten von Pferden: erstlich die gemeinsten, welche den Trab gehen, und ungefehr um zehn Species-

thaler

*) Die Chilischen Pferde sind die besten in ganz Amerika, wegen ihrer Größe, Schönheit und Lebhaftigkeit. Man hat sogar welche als eine Seltenheit nach Spanien geführt.

thaler *) verkauft werden. Diese sind bey den Bauern wegen ihrer Fertigkeit im Laufen am meisten beliebt; zweitens die Paßgänger, denen diese Eigenschaft angebohren ist. Man findet hier, sagt der Herr Ulloa in seiner Reisebeschreibung, Füllen von vier bis acht Wochen, welche ihren Müttern, die den Gallopp gehen, im natürlichen Paß so folgen, daß sie keinen Schritt weit hinter ihnen bleiben. Der Gang dieser Pferde ist überaus sanft, und zugleich sehr schnell. Jedoch wird die dritte Art von Pferden, welche die Einwohner Brazos nennen, weil sie ihre Füße wechselweise sehr artig aufheben, am meisten geschätzt. Sie haben zwar diese Eigenschaft von Natur; werden aber durch Kunst und Fleiß noch mehr dazu abgerichtet, und alsdenn nicht unter 300 Speciesthaler verkauft, besonders nach Peru, wo sie sehr gesucht werden. Die Indianer lehren ihren Pferden eine gewiße Art von Tanz unter dem Gehen, welcher schön in die Augen fällt. Die Arauker und Chilischen Spanier benehmen den Pferden, die sie bereiten, einen gewissen Nerven aus der Wurzel des Schweifs, damit sie ihn im Gehen weder hin und her bewegen, noch aufheben können. Dies nennen sie das Pferd züchtigen.

LXXXVIII.

*) Im Original stehet 10 Paoli. Vermuthlich muß es zehn Scudi heißen, sonst würde nur ein Speciesthaler herauskommen.

LXXXVIII. An Rindvieh ist ein so reicher Vorrath in Chile, daß das Stück gemeiniglich nur auf 3 Speciesthaler kommt. Die vielen fetten Weiden befördern seine Vermehrung. Es giebt Herrn, die auf ihren Gütern, welche sich auf viele Meilen erstrecken, zehn bis zwölf tausend Stück Rindvieh halten. Von diesen sondern sie jährlich 500 bis 1000 Stück ab, schicken sie auf fettere Weiden, und bestimmen sie zur Schlachtbank. Wenn die hierzu bestimmte Zeit ankommt, so wird auf der Ebene des Feldes ein großes Pfalwerk errichtet, worin jeden Tag so viele Stücke eingeschlossen werden, als zum schlachten bestimmt sind. Alsdenn belustigen sich die Bauern, indem sie den aus dem Pfahlwerk herausgelassenen Ochsen zu Pferde und mit sichelförmigen langen Spießen verfolgen, um ihm die Flechsen an den Beinen zu durchscheiden. Sobald er fällt, stecken ihm die dazu bestellten Mezger eine Messerspitze ins Genick, und schleppen das todte Thier zur Schlachtbank, welche unter grünen Lauben aufgerichtet wird. Darauf sondern sie das Fett und Unschlitt vom Fleisch ab, schneiden das Fleisch in zwey bis drey Fuß lange und einen Fuß breite und dünne Stücke, salzen diese ein, und trocknen sie an der Sonne, oder an der Luft. Wenn es recht ausgetrocknet ist, wird es eingepackt, und theils in die Bergwerke, theils in die Seehäfen für Schiffe, und theils nach Peru geschickt. Eben dahin wird

auch

auch das Schmeer ausgeführt. Es giebt hier eine Gattung Rindvieh ohne Hörner, und von häßlicher Gestalt. Diese vertheidigen sich mit den Zähnen, vor welchen Waffen sich die Hirten mehr fürchten, als vor Hörnern.

LXXXIX. Eben so groß und noch viel größer ist der Vorrath an Schaafen und Ziegen. Die Schaafe lämmern unfehlbar zweymal des Jahrs, und bringen sehr oft zwey Lämmer auf einmal. Das nemliche thun die Ziegen, welche sehr selten nur ein Junges, sondern gemeiniglich drey, vier, und manchesmal auch mehrere zur Welt bringen. In den Thälern des Andischen Gebirges werden die Schaafe größer als auf den Ebenen des eigentlichen Chile. Daher werden die Schaaffelle, welche von den Peguenches oder Berg-Indianern kommen, am meisten gesucht. Auch ist die Wolle der Andischen Schaafe länger und schöner, obgleich auch die übrige nicht zu verachten ist.

§. III.

Die Mineralien und Metalle.

XC. Wenn man die große Fruchtbarkeit des Erdreichs in Chile betrachtet, so sollte man glauben, daß es mit einem reichen Vorrath von Mineralien versehen wäre, welche vielmehr von einem dürren unfruchtbaren Boden zeugen. Dem ungeachtet ist Chile von innen reicher als von außen.

Es ist fast mit allen bekannten Metallen, Halbmetallen und Mineralien versehen. Das Gold ist daselbst so gemein, daß ein gewisser Schriftsteller, der sich länger als 40 Jahr da aufgehalten hatte, die Sache nicht sehr übertrieb, wenn er sagte, ganz Chile wäre eine Goldstange.*) Und in Wahrheit ist hier fast kein Berg, der nicht mehr oder weniger Gold enthalte. Auch findet man oft Goldstaub auf der Ebene, und unter dem Sande der Flüsse und Bäche. Das Chilische Gold ist nach dem Zeugniß des Herrn Plüche, des P. Büffier und anderer Französischen und Englischen Schriftsteller, das reinste der Welt. Es wird ordentlicher Weise nach 20 Karaten geschätzt, und enthält ihrer oft $23\frac{1}{2}$.

Goldgruben.

XCI. In den mittäglichen Provinzen hatten die Spanier viele vortrefliche Goldgruben entdeckt, aus welchen sie unermeßne Summen gewannen. Aber die Arauker, welche diese Gegenden bewohnen, vertrieben die Spanier, warfen die Gruben zu, und erlauben es seitdem keinem mehr, daselbst zu graben. Die vornehmsten Bergwerke der Spanier sind jene zu Copiapò, Guasco, Coquimbo, Andacollo, Petorca, Ligua, Penuelas, Tiltil, Caren, Algue, Talca und Huillipataga.

*) Der Mönch Gregorio di Leon in seinem Werkgen, betitelt: *Mapa del Chile.*

pataga. Das Gold wird hier auf zweyerley Art gewonnen, da man entweder mit eisernen Werkzeugen die reichhaltigen Steine zersprengt, oder das Gold aus dem Sande der Flüsse sammelt. Die erste Art ist zwar kostbarer, bringt aber mehr Gewinn. Sie bedienen sich einer Mühle, die sie Trapiche nennen, und mit zwey Mühlsteinen versehen ist, die fast eben so wie eine Olivenkelter geordnet sind, und zwischen welchen die Goldstufen zermalmet werden. Darum bewegt sich der obere Mühlstein in einem zirkelförmigen Kasten, der damit angefüllt ist, und vermittelst eines damit verbundenen kleinen Kanals beständig bewässert wird. Dieses Wasser führt die zermalmten feinern Theile durch ein Loch in gewisse Gruben, die sie Maritate nennen. Wenn auf diese Weise alles zermalmet ist, so wird Quecksilber darunter gethan, welches alle Goldtheilchen in einen weißlichen Ball vereint, dem hernach das Feuer die gelbe Farbe und die Härte mittheilt. Der zweiten Art, das Gold aus dem Sande zu sammeln, bedienen sich diejenigen, die nicht Kapitalien genug besitzen, an Bergwerken Theil zu haben. Sie thun den Sand in ein Schiffgen von Horn, welches sie Poruna nennen, und da sie ihn darin mit Wasser vermischen und waschen, so fallen die Goldkörner wegen ihrer größern Schwere auf den Grund. Sie würden noch einmal so viel Gold gewinnen, wenn sie sich des

Queck-

Quecksilbers dabey bedienten. Dem ungeachtet ist der Gewinn beträchtlich. Ein guter ehrlicher Mann, der sich des Winters damit zu beschäftigen pflegte, gestand mir, er gewönne wenigstens fünf Speciesthaler die Woche. Oft finden sie große Stücke Gold. Ich habe welche von 13 bis 15 Unzen gesehen.

XCII. Alles Gold, welches jährlich in Chile sowohl in Bergwerken als im Sande gewonnen wird, beläuft sich ungefehr auf vier Millionen Speciesthaler, wovon anderthalb Millionen zu Gold gemünzt werden. Das übrige gehet entweder in Körnern oder größeren Maßen außer Landes, oder wird zu Geräthschaften und Zierathen der Kirchen, Häuser und Menschen zerschmolzen. So arm auch ein Frauenzimmer seyn mag, so trägt es doch wenigstens goldne Ohrenringe. *)

Silber-

*) Die Anzahl Menschen, die in Bergwerken leben, ist sehr gering; weil der Landmann, der die meisten von ihnen in Armuth sterben siehet, im Wahn stehet, es sey nicht viel dabey zu gewinnen. Aber die Armuth solcher Leute hat ein liederliches und lasterhaftes Leben zum Grunde. Da sie beständig mit dem Golde umgehen, so verachten sie es, und verlieren es durchs Spiel, durch andere Ueppigkeiten und unglaubliche Verschwendung. Sie sind hierin so weit gekommen, daß wenn sie an einen Arbeiter bemerken, daß er sich

Silbergruben.

XCIII. So groß auch der natürliche Vorrath an Silber ist, so wird es doch nur an wenigen Orten gegraben; weil es mehr Unkosten erfordert, als Gold. Die berühmteste Silbergrube ist im Thal Uspallata im Andischen Gebirge zwischen dem 31 und 33 Grad südlicher Breite. Man entdeckte sie im Jahr 1638, und ob man gleich ihren Reichthum sehr wohl einsah, so wurde sie dennoch aus Mangel des Geldes oder der Arbeiter vernachläßiget, bis 1762, da sie der Vicekönig von Peru von zween Kunstverständigen besichtigen ließ. Sie erkannten die großen Schätze, die hier verborgen sind, und ermunterten die Einwohner der benachbarten Stadt Mendoza, dieselben zu erbeuten; welches sie noch bis zum heutigen Tag mit unermeßnem Gewinn thun. Dieser Silbergang, welcher 9 bis 10 Fuß breit ist, erstreckt sich in der Gestalt

Geld sparen will; sie ihn auf alle mögliche Weise darum zu bringen suchen. Die Eigenthümer der Bergwerke erlangen fast nicht die Hälfte dessen, was sie erlangen sollten. Die Arbeiter verstecken die beträchtlichsten Stücke Goldes, arbeiten täglich eine Stunde, und an Posttagen die ganze Nacht für sich; und wo sie eine reiche Ader entdecken, bearbeiten sie dieselbe in ihren Stunden. Diesem eingerißenen Uebel ist nicht abzuhelfen, weil es sonst an Arbeitern fehlen würde.

Gestalt eines Gürtels ungefehr 30 Meilen weit, und theilt sich auf beiden Seiten in viele Nebenzweige. Der Länge nach zergliedern sie ihn in fünf ungleiche Adern. Die mittlere, welche nur zwey Unzen breit ist, und sich durch die Farbe von den andern unterscheidet, wird von den Arbeitern für den Kern der Grube angesehen, und daher mit dem Namen Guida belegt. Die vier Streifen, die auf beiden Seiten neben dem Kern fortlaufen, kommen an Güte ihres Silbers dem gesagten Kern nicht bey; die zwo ersten nennen sie Pinterie, und die zwo äußersten, welche nicht so reichhaltig sind, Brossa. Diese Adern sind zugleich sehr tief; denn 1766 war man in einigen Gruben schon 160 Ellen tief gekommen, und man hat bemerkt, daß die Reichthümer nach dem Maaß der Tiefe zunehmen.

XCIV. Die Art, wie hier die Bürger von Mendoza das Silber von seinen Unreinigkeiten säubern und scheiden, ist folgende. Erstlich werden die Silberstufen vermittelst einer Mühle, die fast wie jene der Goldstufen beschaffen ist, in den feinsten Staub verwandelt, hernach durch ein von feinem Drath gemachtes Sieb getrieben, auf Rinderhäuten mit Salz, Queckfilber, mit wohl durchfaulten Koth und Wasser vermengt; woraus ein Teig entstehet, den man acht bis zehn Tage, jeden Tag zweimal durchknätet. Darauf wird der Teig in einen steinernen Trog gebracht, wo er durch

aufgegossenes Wasser aufgelöset wird, und durch eine Oefnung in Gruben, die unter dem großen Troge sind, hinabfließt, wo das Silber sich in Gestalt einer weißen Kugel mit dem Quecksilber vereint. Diese Kugel stecken sie in einen leinenen Sack, und pressen das Quecksilber aus, so viel sie können, oder gießen den Teig in löcherichte Formen allerhand Art, damit das Quecksilber auch durch diese Löcher sich absondere, und was noch davon in der Masse übrig bleibt, wird endlich durchs Feuer gänzlich getrennt.

XCV. Man hat zu Lima die Metalle dieses Bergwerks durch die Kunstverständigsten von Potosi untersuchen lassen, und gefunden, daß der Guida von einem Cassone, das ist, von 50 Centner Stufen, mehr als 200, die Pinterie nicht mehr als 50, und die Brossa nur 14 Mark Silber geben. Setzt man nun die Mark auf den gemeinen Preis der Bergwerke, so geben 50 Centner Silberstufen in dem mittlern Kerngang (Guida) 1600, in den Pinterien 400, und in den zwo äusersten Streifen 112 Speciesthaler Gewinn. Vergleicht man diesen Gewinn mit jenem der Silbergruben Potosi, welche die berühmtesten der Welt sind, so sind diese bey weitem nicht so reichhaltig; denn sie haben von einem Cassone nie 40 Mark Beute abgeworfen; und dennoch bereichern sich die Eigenthümer, welche nur 8 Mark davon erhalten, und mit 6 Mark stehen sie noch

wohl

wohl dabey. Man kann daher auf den Gewinn dieses neuen Silberbergwerks schließen, welches auch dem zu Potosi in der Dauer nichts nachgiebt, weil es nicht nur länger ist, sondern auch in der Tiefe unerschöpflich zu seyn scheint. Unter den übrigen Chilischen Silbergruben sind die von Gormaz, nicht weit von der Hauptstadt, und die von Garro in dem Lande Copiapò, welche von 50 Centner Stufen 30 Mark Silber geben, die merkwürdigsten.

Kupferbergwerke.

XCVI. Es fehlt in Chile auch nicht an Kupferbergwerken, und das Kupfer, welches hier ausgegraben wird, vergleicht Ullöa mit dem Korinthischen Erzt. Neben andern schönen Eigenschaften ist dieses Kupfer gemeiniglich mit Gold vermischt. Daher suchten im Anfange dieses Jahrhunderts die Franzosen so viel sie von diesem köstlichen Metall haben konnten auszuführen. In unzähligen Oertern könnte man Kupferbergwerke anlegen; aber man will nur solche Gruben bearbeiten, wo man von 50 Centner Kupfererzt die Hälfte Kupfer gewinnt; sonst, sagen sie, wird die Mühe nicht belohnt. Dem ungeachtet finden sich zwischen den Städten Copiapò und Coquimbo wohl tausend offene Kupfergruben, worin gearbeitet wird, und eben so viel in der Provinz Aconcagua. Neulich hat man in der Provinz Quillota eine

Kupferader gefunden, welche alle die übrigen an Ueberfluß und an Güte des Kupfers übertrift. Eine andere vortrefliche wird in der Provinz Maule bearbeitet. Die berühmteste war jene zu Pajen; man hat sie aber verlassen, weil sie in dem Gebiete der Wilden liegt. Man fand daselbst ehedem funfzig und auch hundert Centner schwere Stücke gediehenen Kupfers, welches so schön war, daß es wie Gold glänzte; so reich, daß es mehr Gold als Kupfer enthielt, und sehr leicht zu gewinnen war. Man reinigt in den Chilischen Bergwerken das Kupfer auf folgende Weise: Man gräbt ein tiefes Loch, welches mit einer Masse von Gyps und zu Staub gebrannten Knochen unten her bekeidet ist, damit das Metall nicht in die Erde dringe. Auf den vier Seiten des Lochs werden Mauern aufgeführt, die sich oben wie Brennöfen zusammen beugen. Neben den Rauchlöchern wird oben noch eine Oefnung gelassen, theils das Erzt dahinein zu thun, theils auch den Zustand des schmelzenden Metalls zu beobachten. Die Gewalt des Feuers zu vermehren, werden große Blasbälge durch das Wasser in Bewegung gesetzt; und wenn das Metall wohl zerschmolzen ist, öfnen sie unten am Ofen eine Thüre, aus welcher das Kupfer wie ein feuriger Strom hervordringt, und die darunter gelegten Modelle und Formen anfüllt.

XCVII.

XCVII. Ich kann nicht bestimmen, wie viel Kupfer in diesen Bergwerken jährlich gewonnen wird; ich weiß aber, daß vier bis fünf Schiffe jährlich aus Spanien kommen, deren jedes anstatt des Ballasts 10 und oft auch 20 tausend Centner Kupfer mit sich zurück führt. Nach Peru gehen 30 tausend Centner, die theils in den Zuckerfabriken, und theils zu häuslichen Geräthschaften verbraucht werden. Das nemliche geschiehet in eben so großer Menge in Chile. Auch sind alle Glocken und Artilleriestücke in Peru und Chile aus diesem Metall gegossen.

Eisen, Marmor, Salz, und andere Mineralien.

XCVIII. Die Provinz Coquimbo, die Araukanischen und andere Gegenden sind reich an Eisenerzt, welches ein sehr gutes Eisen giebt. Weil man aber das benöthigte Eisen aus Spanien hierher bringt, so ist es verboten, die hiesigen Eisengruben zu bearbeiten. In diesen letzten Jahren hat man angefangen, aus einigen Bergen der Provinz Coquimbo das Queckfilber, womit sie gleichsam angefüllt sind, zu ziehen; aber Zinn, Bley, Arsenicum, Kobolt, Antimonium und andere dergleichen nutzbare Mineralien läßt man noch unberührt. Unter vielen Jaspis- und Marmorbrüchen wird kaum einer oder der andere bearbeitet. In der Provinz Copiapò sind die Berge reich

an weissen, gelben, dunkelblauen und rothen Salz; aber die Einwohner bedienen sich des Salzes, welches hier und da auf den Seeküsten, und eines andern sehr weissen, welches aus verschiedenen Salzquellen des Andischen Gebirgs zubereitet wird. Die nemlichen Berge enthalten auch einen reichen Vorrath von Bergharz, Schwefel, Salpeter ꝛc. Ganz Chile besitzt unter der Erde verschiedene Schichten von Thon, und weisser, rother, gelber, blauer, schwarzer und grüner Erde, die man aber wenig benutzt. Gewisse Nonnen in der Hauptstadt verfertigen aus einer sehr leichten Thonerde Becher, Schaalen, Fläschchen, die sie mit verschiedenen Farben und auch wohl mit vergoldeten Malereyen von Blumen und Vögeln zieren. Diese Gefäße, worin das Wasser einen angenehmen Geruch und Geschmack annimmt, werden in Menge nach Peru und Spanien gebracht, wo sie sehr geschätzt werden. Die Peruanischen Weiber essen diese Gefäße mit großem Vergnügen, wie die Mogolischen Weiber die irdenen Gefäße von Patna. Die Färber finden in den Wäldern eine schwarze Erde, womit sie schwarz färben.

Edelgesteine.

XCIX. Die Andischen Berge sind sehr reich an Kristallen und Lapis Lazuli. In der Provinz Maule findet sich eine verlassene Grube feiner

Ame-

Amethisten. In den Flußbetten finden sich oft Smaragden, Rubinen und andere kostbare Steine; wodurch bewiesen wird, daß in den Bergen, woher die Flüsse kommen, Schätze von Edelgesteinen verborgen sind; aber die Nachläßigkeit der Einwohner läßt nicht zu, daß sie dem Ursprung derselben nachspüren. Auch ist dieses zum Theil eine Folge des Mangels an Künstlern, die sich gründlich auf diese Geschenke der Natur verstehen. Ohne Zweifel würde man noch viele andere Schätze aus dem Andischen Gebirge gewinnen, wofern der Sachen verständige Leute darauf ausgiengen. Es giebt unter den Andes viele Berge, die noch von keinem menschlichen Fuß betreten worden sind. Gleich wie man in bewohnten Gegenden täglich neue Mineralien entdeckt, so ist es auch höchst wahrscheinlich, daß die Gebirge, wo sie am wenigsten ersteiglich sind, unermessene Schätze von Metal und Edelgesteinen enthalten.



Zweyter Theil,
von den verschiedenen Völkern, von ihrer bürgerlichen und militärischen Verfassung, Religion, Sitten und Gebräuchen, und von den Spanischen Provinzen und Städten in Chile.

§ I.
Von den wilden Völkern, besonders von den Araukern, von ihrer Sprache, Religion, kriegerischen Verfassung, Sitten u. s. w.

I. Vor der Ankunft der Spanier war Chile so sehr bevölkert, daß alle Berge, Thäler und Ebenen von Leuten wimmelten, welche unter viele Fürsten, oder kleine Könige vertheilt waren, die sie in der Sprache des Landes Ulmenes nannten. Ob sie gleich in viele Stämme getrennt waren, so bildeten sie dennoch nur eine Nation, und kamen in der Sprache, in der Gesichtsfarbe, in den Sitten, und fast gänzlich in der Regierungsform überein. Seitdem aber die Spanier den ganzen Strich Landes, zwischen dem 24 und 36 Grad der Breite ihrer Herrschaft unterworfen haben, haben sich die Copiaper, Coquimber, Quillo=

Quilloter, Mapocher, Promocaer, Curer, Cauquer und Penconen, die daselbst wohnten, nach und nach verloren, weil sie sich entweder mit ihren Ueberwindern vermengt oder nach dem Verlust ihrer Besitzungen sich mit andern ihrer Landsleute, die ihre Freyheit tapfer vertheidigten, vereint haben. Der kleine Ueberrest dieser Stämme lebt theils unter den Spaniern, theils in abgesonderten Flecken unter verschiedenen Spanischen Herren, denen sie als Pflegbefohlene eine gewisse Abgabe erlegen. Das Nemliche geschiehet auf dem Inselmeer Chiloë, wo sich eine große Anzahl ursprünglicher Einwohner erhalten hat. Unter jenen des festen Landes findet sich ihrer ein ganzes Volk auf den südlichen Grenzen zwischen den Spaniern und Araukern, von welchen wir hernach sprechen werden, das sich von diesen getrennt, und mit jenen verbunden hat, unter deren Schutz es einer vollkommnen Freyheit genießt, außer daß es im Nothfall Hülfstruppen liefern muß. Aber die Nationalstämme, die auf den Gebürgen und auf den Ebenen zwischen dem 37 und 45 Grade der Breite wohnen, genießen einer gänzlichen Freyheit und leben nach der Weise ihrer Vorfahren. Also ist Chile 1) von ursprünglichen Indianern, 2) von Spaniern, 3) von Negern, welche von Afrika hierher versetzt worden sind, und 4) von Leuten, die aus der Vermischung verschiedener Nationen gebohren sind, bewohnt.

II. Die

II. Die wilden Indianer (so wollen wir diejenigen nennen, die den Spaniern nicht unterworfen sind) leben theils in Gebirgen und theils auf ebenen Gegenden. Jene, welche die Chiquillaner, Pehuencher und Puelcher sind, wohnen in den Thälern der Andes unter Gezelten von Guanaco-leder, welche sie von einer Gegend zur andern mit sich nehmen; und ernähren sich von Pferdefleisch. Die Chiquillaner halten sich in dem östlichern Theil des Gebirges zwischen dem 34 und 34½ Grade auf. Sie sind der geringste und wildeste unter den Stämmen. Sie gehen fast ganz nackend, und ihre Sprache ist eine verdorbene Chilische Mundart, welche stark durch die Gurgel ausgesprochen wird. Die Pehuencher wohnen auf der Westseite der Chiquillaner, und erstrecken sich bis zum 37 Grad der Breite. Diese sind in viele Herrschaften getheilt, die von einander unabhängig sind, und hüllen sich in ein wollenes Zeug, welches sie um ihren Leib winden und vorn herabhängen lassen. Sie sind die Einzigen unter den Nationalstämmen, welche Schuhe tragen. Sie streifen hierzu die Haut von den Hinterbeinen der Kühe ab, und wenn diese noch frisch ist, ziehen sie dieselbe um den Fuß, damit sie die Form desselben annehme, und wenn sie verdorrt ist, machen sie dieselbe mit Fett so geschmeidig, wie Leder. Ihre Waffen sind Lanzen, Säbel und zwey runde Steine von ungefehr 6 Pfund, welche mit Leder bedeckt,

an

an den beiden Enden eines vier bis fünf Fuß langen Riemens befestiget sind und Laques genannt werden. Diese zween Steine tragen sie beständig an ihrem Gürtel, und wenn sie sich ihrer wider die Feinde bedienen, so nehmen sie einen der zwey Steine in die Hand, schwingen den andern einigemal herum, und werfen sie beyde mit großer Gewalt unter die Feinde, oder unter die Beine ihrer Pferde, und es gelingt ihnen fast jederzeit, sie darein zu verwickeln. Derselben bedienen sie sich auch auf der Jagd, große Vögel und wilde Thiere damit zu fangen. Die Pehuencher treiben unter allen Wilden den größten Handel mit den Spaniern, aber alles durch Tausch, weil sie kein Geld kennen. Einige ihrer Kolonien, die sich an dem östlichen Fuß der Andes niedergelassen hatten, und mit Einwohnern der Provinz Cuyo handelten, plünderten oft die Landgüter und Dörfer der Stadt Buenos-ayres, nnd überfielen die Spanischen Karavanen, die des Handels wegen dahin reiseten; sie sind aber nach einem zehnjährigen Kriege zu Grunde gerichtet, und von den Pampas, einem auf der östlichen Seite herumschweifenden Volke, ins Gebirge zurückgetrieben worden. Die Puelcher, welche an die Pehuencher grenzen, erstrecken sich bis zum 43 Grad, und theilen sich in die Oestlichen und Westlichen. Diese bewohnen die Andischen Thäler, und jene die an die Ostseite des Gebirges grenzenden Ebenen. Im vorigen Jahrhundert waren

waren sie beständige Bundesgenossen der Arauker; nun aber sind sie unter einer Herrschaft mit ihnen vereint, und bilden den vierten Theil, worin dieselbe zergliedert ist. Die Wilden, welche die Ebenen bewohnen, sind die Huilicher, die Cuncher und die Arauker. Die Huilicher wohnen zwischen dem Fluß Bueno und dem Inselmeer Chiloë, und die Cuncher zwischen dem Fluß Valdivia, und dem nemlichen Inselmeer längst der Küste. Diese zween Stämme sind tapfre Bundesgenossen der Arauker, und wider die Spanier, denen sie den Landweg zu dem Inselmeer versperren, sehr feindlich gesinnt.

III. Die Arauker grenzen gegen Norden an den Fluß Biobio, der sie von den Spaniern absondert, gegen Westen an das Weltmeer, gegen Mittag an den Fluß Valdivia, der sie von den Cunchern trennt, und gegen Morgen an das Land der Patagonen, dergestalt, daß sie zwischen den 36°, 45′ und 40° wohnen. Dies ist der berühmteste Stamm der Amerikaner wegen ihrer Tapferkeit, wegen ihrer militärischen Regierungsart und wegen der Kriege, die sie vom Anfang bis auf den heutigen Tag wider die Spanier geführt haben. Selbst die Spanier Don Alonso de Ercilla, welcher sich in sieben Treffen mit ihnen befunden hatte, und Hernando Alvarez von Toledo, haben in ihren Spanischen, Araucana betitelten, Gedichten ihre Kriegskunst und die Stand-

haftigkeit,

haftigkeit, womit sie ihre Freyheit vertheidigen, gepriesen. Sie haben ihren Namen von ihrer Provinz Arauco, welche zwar die kleinste, aber, wie Holland unter den andern vereinten Provinzen, die vornehmste ist. Aber ihr gemeiner Name ist Aucà, welches einen Kriegsmann bedeutet.

IV. Die Arauker sind meistens von regelmäßiger Bildung, stark und wohl proportionirt an Gliedern. Ihr Kopf und Gesicht sind rund, die Stirn klein, die Nase etwas niedergedruckt, die Augen vielmehr klein und sehr lebhaft, die Brust und Schultern breit, die Hände und Finger kurz und dick, die Füße klein und platt. Sie sind ohne Bart, theils weil ihnen denselben die Natur versagt hat, theils auch, weil sie ein jedes Härgen, das sich blicken läßt, mit einer kleinen Zange, die sie jederzeit am Halse tragen, ausreissen. Ob sie gleich weißer, als alle übrige National-Einwohner des mittäglichen Amerika sind, so ist doch ihre Farbe etwas olivenfärbig, und ihre Haare sind schwarz und rauh. Hingegen ist die Gesichtsfarbe der Einwohner der Provinz Boroa, welche mitten unter den Besitzungen der Arauker liegt, weiß und roth, mit himmelblauen Augen und blondem Haar, wie jene der Europäer jenseits des 44 Grads der Breite.*) Weil die Arauker von sehr starker

*) Die Provinz Boroa liegt auf dem südlichen Ufer des Flusses Cauten, und ist ungefehr 10 Meilen breit und

ker Komplexion sind, so stellen sich die Merkmale des Alterthums spät bey ihnen ein. Sie werden nie vor dem 60 oder 70 Jahre grau, nie kahlköpfig, ehe sie sich dem 100 Jahre nähern. Sie leben länger, als die Spanier, und man findet unter ihnen, besonders unter den Weibern, viele, die über hundert Jahr alt sind, und bis ins höchste Alter ihre Zähne, Gesicht und Gedächtniß erhalten.

V. Was ihren sittlichen Charakter betrift, so sind sie edelmüthig, gastfrey, getreu in ihren Verträgen, sinnreich, unerschrocken, beherzt, standhaft in ihren Unternehmungen und in Strapazen, eifersüchtig auf ihre Ehre, Verächter ihres Lebens, wo es auf die Erhaltung ihres Vaterlands ankömmt, außerordentlich große Liebhaber der Freyheit und des Krieges, welchen sie für die Quelle des wahren Ruhms der Menschen halten. Hingegen sind sie der Trunkenheit, der Trägheit in Ansehung der häuslichen Wirthschaft und der Rachsucht gegen ihre Feinde über alle Maßen ergeben.

und lang. Daß die Weiße ihrer Gesichtsfarbe von der Vermischung mit den Spaniern, welche von Toqui Paillamachu als Gefangene dahin versetzt wurden, herkommen soll, ist ungegründet; denn die Spanier, welche in den glücklichen Siegen dieses braven Kriegers in die Hände der Amerikaner fielen, wurden größtentheils in die südlichern Provinzen der Arauker vertheilt, wo sich keine Weiße finden, ob sie gleich daselbst Kinder zeugten.

Die Unzucht ist unter ihnen nicht gemein, und in ihrem Umgang hört man selten ein unehrbares Wort. Die Vielweiberey ist zwar durch ihre Gesetze und Sitten erlaubt; jedoch hat sie mehr die Pracht und Eigennützigkeit, als die Wollust zum Endzweck. Die Tugenden, die unter ihnen am höchsten geschätzt werden, sind die Tapferkeit, Klugheit, Verschwiegenheit, Schlauigkeit, Kriegskunst, Liebe des Vaterlands und der Freyheit, Standhaftigkeit, und alle die Eigenschaften, welche zu einem guten Kriegsmann erfordert werden. Um die übrigen Tugenden bekümmern sie sich nicht viel.

VI. Ihre Sprache, welche von der allgemeinen Chilischen nicht unterschieden ist, ist eine der schönsten der Welt. Sie ist anmuthig, voll Ausdruck, reich an Wörtern, und von so künstlichem Mechanismus, daß sie durch ein langes Studium gelehrter und in den geometrischen Wissenschaften geübter Männer erfunden zu seyn scheint. Ihr Alphabet hat zwey Buchstaben mehr als jenes der Europäer, nemlich ein G, das durch die Nase ausgesprochen wird, und ein Th, bey dessen Aussprache die Zunge sich an den Gaum hält. Sie hat zwey U, wie die Französische Sprache. Das F und das Z finden sich in keinem ihrer Wörter, es sey denn, daß man ihr V zu einem F machen wollte. Alle ihre Nennwörter haben nur eine Declination, und die Zeit-

wörter nur eine Conjugation. Das wunderbarste ist, daß sie bey ihrem überaus großen Reichthum von Nenn- und Zeitwörtern kein einziges Defectivum oder Anomalum haben. Man kann daher alle ihre Regeln auf ein Blatt schreiben, und in Zeit von 8 Tagen lernen. Sie hat, wie die Griechische Sprache, den Numerum dualem in den Nennwörtern, und in den Zeitwörtern in allen drey Personen der vielfachen Zahl, die Aoristi, den öftern Gebrauch der Participien, und die Zusammensetzung mehrerer Wörter, worin sie reicher als die Griechische ist; wie auch die Tempora, Modos, das Activ und Passiv. Die Casus der Nennwörter, und die Personen der Zeitwörter werden durch am Ende angehängte Partikeln ausgedrückt, die Tempora und Modi durch andere dazwischen gesetzte Partikeln, dergestalt daß die Partikeln eines Modi durch alle Tempora und Personen desselben bleiben, und mit den charakteristischen Partikeln der Zeiten verbunden werden. Z. B. in der gegenwärtigen Zeit des Zeitworts geben, sagen sie im Indicativ:

Sing. Elun, ich gebe;
Eluimi, du giebest;
Elui, er giebt.

Dual. Elulu, wir zwey geben;
Eluimu, ihr zwey gebt;
Eluighu, sie zwey geben.

Plur.

Plur. Eluign, wir geben;
Eluimn, ihr gebt;
Eluighen, sie geben.

Weil die charakteristischen Partikeln des Präteriti imperfecti vu, des Perfecti je, des Futuri a sind, so werden diese vor die endigenden Partikeln der Personen gesetzt; woher sie denn sagen Eluvun, ich gab; Elujen, ich hab gegeben; Eluan, ich werde geben; Eluvuimi, du gabst; Elujeimi, du hast gegeben; Eluaimi, und so fort. Was das Plusquamperfectum betrift, so wird dieses durch die Vereinigung der charakteristischen Zeichen des Imperfecti und Perfecti, woraus es auch wirklich bestehet, ausgedrückt. Z. B. Elujeavun, ich hatte gegeben; und so wird auch das Perfectum futuri aus den Partikeln dieser zwo Zeiten gemacht, z. B. Elujean, ich werde gegeben haben. Die Aoristi bekommen die Partikeln der Zeiten, denen sie sich in ihrer Bedeutung am meisten nähern, nemlich der Aoristus primus jene des Futuri und des Imperfecti; z. B. Eluavun, und der Aoristus secundus jene des Präteriti perfecti, futuri, und Präteriti imperfecti, als Elujeavun. Diese Ordnung wird auch im Passiv mit den Partikeln der Personen und dem charakteristischen Zeichen des Passivs, welches ghe ist, und mit jenen verbunden wird, beobachtet. Sie sagen daher Elughen, ich werde gegeben; Elugheimi, du wirst gegeben u. s. w.

Eluvughen, ich wurde gegeben; Elujeghen, ich bin gegeben worden.

VII. Ein Zeitwort kann durch die Verbindung mit verschiedenen Partikeln und anderen Zeit- und Nennwörtern eine Wurzel tausend anderer Zeitwörter werden. Z. B. Pran heißt vergeblich, La nicht, Pe vielleicht, Clo zusammen, Pa kommen, Val können. Diese bilden mit dem Zeitwort Elun folgende Zeitwörter: Elupran, ich gebe vergeblich; Elulan, ich gebe nicht; Elupen, ich gebe vielleicht; Eluclon, ich gebe zugleich mit einem andern; Elupan, ich komme zu geben; Eluvaln, ich kann geben. So kann auch aus mehrere dergleichen Wörtchen ein Zeitwort werden, z. B. Elupelan, vielleicht gebe ich nicht. Die Compositionen sind dieser Sprache sehr eigen; sie bildet sogar eigene Zeitwörter mit dem Accusativ, den sie regieren. Z. B. aus dem Zeitwort Elun und dem Worte Ruca, Haus, macht sie das Zeitwort Elurucan, ich gebe das Haus. Dabey verändert sie alle Nennwörter in Zeitwörter, und diese in jene. Z. B. aus Ruca, Haus, macht sie Rucan, ein Haus bauen; aus Cuje, der Mond, Cujen, scheinen des Mondes; aus Cume gut, Cumen, gut seyn; Cudau, Mühe, Cudaun, sich bemühen; Antu, der Tag, Antun, Tag werden; Duam, Verstand, Duamen, verstehen. Mit der nemlichen Freiheit machen sie aus mehrere Nennwörtern eins, ohne einige

Verbin-

Verbindungspartikel; z. B. Loncomilla, ein Kopf von Gold, aus Lonco Kopf, und Milla Gold. Oft drücken sie eine ganze Periode mit einem Zeitwort aus, z. B. Mulplicolelen, heißt helft mir, die Wahrheit ihm zu sagen; und Rucatummaclopaen, heißt, thut mir den Gefallen, und helft mir ein Haus bauen. Ihre Zeitwörter bedeuten auch nicht nur eine Handlung, sondern auch die Modificationen derselben, z. B von thanthun, werfen, wird huithan, gegen sich hinwerfen; huithun, gegenüber werfen; huichunthun, zur Erde werfen, gemacht.

VIII. Die Religion der Arauker besteht in folgenden Glaubens-Artikeln: 1) daß es ein höchstes Wesen giebt, dem sie den Namen Guenupillan (Seele des Himmels) geben; 2) daß von diesem höchsten Wesen alle ihre übrigen Gottheiten abhangen. Diese sind, Meulen, (der wohlthätige Gott;) Huecub, (der böse Geist,) welchem sie alle Uebel dieser Welt zuschreiben; Epunamun, welcher ihr Mars ist, und von welchen sie alles das glauben, was wir von unsern Wandergeistern erzählen; Antumalguen, das Weib der Sonne, welcher sie die Gottheit zuschreiben, ob sie gleich dieselbe ihrem Manne absprechen, dem sie so gar für todt halten. Diese Gottheiten verehren sie weder in Tempeln, noch in Bildern, noch in andern geweiheten Oertern. Wenn sie den Frieden schließen, schlachten sie einige der

dazu besonders bestimmten Schaafe, die sie Chilihueques nennen, und bespritzen mit dem Blut derselben den Zimmetzweig, der das Zeichen des Friedens ist. Auch schneiden ihre Aerzte, welche zugleich ihre Priester sind, den Schaafen das Herz aus, und besprengen die Kranken mit dem Blut desselben. Darauf werfen sie schreckliche Blicke auf sie, und geberden sich mit den Händen, als schnitten sie ihnen die Brust auf. Indessen stimmen die Weiber, welche gegenwärtig sind, einen sehr traurigen Gesang an. Hierauf beräuchern die Machi die vier Winkel des Zimmers mit Taback, und wenn dieses geschehen ist, stellen sie sich wie Besessene, fallen zur Erde, machen schreckliche Sprünge, und legen den Ursprung, Fortgang und die Folgen der Krankheit nach einem Pfif aus, welcher aus einer dumpfen Höhle zu kommen scheint; ihre Auslegung ist aber so zweydeutig, daß sie nicht Lügen bestraft werden kann, wenn sich auch das Widerspiel zuträgt. Indeß rufen die Kranken den Gott Meulen an; und diese ganze Ceremonie wird Machitun genannt.

IX. Aber die seltsamste ihrer Ceremonien ist jene, welche sie anstellen, ihre Feldfrüchte von dem Huecub, wie sie vorgeben, zu befreyen. Wenn diese von Mäusen oder Würmern stark beschädigt werden, so stecken sie, so viel sie ihrer auftreiben können, in einen Sack, tragen diesen auf eine Wiese, und stellen sich in zwo Reihen

einander

einander gegenüber. Sie sind alsdenn ganz wider ihre Gewohnheit gekleidet; denn ihr Gesicht ist mit einer hölzernen Maske, und ihr Rücken mit einer trockenen Kuhhaut, die mit vielen klappernden Rohrstecken behängt ist, bedeckt, und ihre übrige Kleidung ist durchaus lächerlich. Zwischen den zwo Reihen stehen ihre Ulmenes oder Fürsten. Darauf gehet die eine Reihe gegen Osten, und die andere gegen Westen, jedoch so, daß wenn der Letzte der Reihe, die nach Osten gehet, dem Letzten der andern Reihe nahe kommt, diese ostwärts und jene westwärts sich kehrt, indeß sie sich einander auf das schmählichste ausschelten, worunter die Weiber am meisten leiden. Wenn sie hierdurch wider einander aufgebracht sind, gehen die Fürsten aus der Mitte weg, und die übrigen fangen an, sich so hart mit Fäusten und Stöcken zu schlagen, daß viele mit blutigen Köpfen zurückkommen, und mancher auch todt auf dem Platz liegen bleibt. Endlich machen die Ulmenes Frieden unter ihnen, und das Spiel endiget sich damit, daß sie die im Sack eingeschlossenen Mäuse los lassen, und mit Stöcken todtschlagen.

X. Diese Wilden glauben die Unsterblichkeit der Seele, und sagen, daß sie nach ihrem Tode auf einem Wallfisch übers Meer fahren, und an dem andern Ufer ein uraltes Weib antreffen, dem sie einen gewissen Zoll bezahlen müssen, und wofern sie dieses nicht können, von demselben eines Augs

beraubt werden, hernach aber in dieser neüen Welt aller möglichen Freuden genießen; worunter diese keine der geringsten seyn wird, daß sie sich ewig mit schwarzen Erdäpfeln (Papa) speisen werden. Die von dem Körper abgeschiedenen Seelen nennen sie Pillan. Unter denselben giebt es böse und gute. Die guten sind jene der Arauker, und die bösen sind jene ihrer Feinde, besonders der Spanier. Sie können über das Meer zurückkehren, ihren Freunden und Landsleuten beyzustehen; und wenn es über dem Gebirge donnert, so sind die Seelen ihrer Nation mit jenen der Spanier in einem Treffen begriffen. Das Rauschen der Winde halten sie alsdann für das Getöse der Reutereyen, das Krachen des Ungewitters für das Gelärm der Trommeln, und die Wetterschläge für Flinten und Kanonenschüsse; und wenn der Wind die Wolken gegen die Besitzungen der Spanier treibt, so freuen sie sich herzlich, weil sie glauben, die Seelen der Spanier werden von jenen ihrer Nation in die Flucht getrieben, und rufen ihnen zu: Inabimn, Inabimn, puen laghemtimn, urequivilmn, das ist: verfolgt sie, Freunde! habt kein Mitleid mit ihnen! Wenn aber das Ungewitter von Norden zu Mittag ihnen entgegen ziehet, so betrüben sie sich, und glauben, die Ihrigen ziehen den Kürzern, und rufen: Eia volumn, puen, namuntumn, das ist: auf, auf, Freunde! haltet ein! wendet eure letzten Kräfte an.

XI.

XI. Auf ihren Glauben von der Unsterblichkeit der Seele beziehen sich einige ihrer Begräbniß-Ceremonien. Wenn unter ihnen jemand stirbt, umgeben seinem Leichnam sogleich seine Weiber, Kinder und Anverwandte, und singen Trauerlieder. Darauf ziehen ihm die Weiber seine besten Kleider an, und legen ihn auf ein erhöhetes Bett, mit seinen Waffen, und mit einigen Speisen neben ihm. So bleibt er acht bis zwanzig Tage liegen, bis sich alle seine Anverwandten versammelt haben. Ehe sie ihn zu Grabe tragen, entblößt und wäscht ihn der Machi vor den Augen seiner Verwandten, und untersucht fleißig, ob einiges Zeichen von Vergiftungen vorhanden sey; denn diese unwissende Gattung von Aerzten schreiben fast alle Krankheiten der Bezauberung zu. Finden sie etwa die Narbe einer alten Wunde, so geben sie vor, durch diesen Weg sey dem Todten das Gift beygebracht worden. Sie schneiden ihm alsdenn das Herz aus, und wissen ihren Betrug mit allerhand Merkmalen zu bekräftigen. Indeß sie diese unumgängliche Ceremonie verrichten, rennen zwey Jünglinge auf eine wilde Art vor der Hausthüre herum; und wenn die Ceremonien zu Ende sind, wird der Todte aufs neue angekleidet, und in einem hölzernen Sarg in Procession zu Grabe getragen. Vor der Leiche gehen alsdenn zwey Weiber, und streuen Asche auf die Straße, in der Meynung, dem Todten werde hierdurch die Rückkehr in sein Haus abge-

abgeschnitten. Wenn sie zum Grabe kommen, gehen sie zwey oder dreymal um dasselbe, und die gegenwärtig sind, machen dem Todten ein Geschenk, welches sie entweder neben ihn in den Sarg, oder auf die Bahre legen. Endlich lassen sie den Sarg in das Grab hinab, und setzen Speisen, Aepfelwein, und was ein Reisender nöthig hat, darneben. Oft begraben sie neben ihm ein Pferd, damit er sich desselben bediene, wenn es ihm nicht beliebt, auf dem Wallfisch die Reise zu machen. Wenn alles dieses geschehen ist, füllen sie das Grab mit Erde, und richten auf demselben mit Steinen und Erdschollen eine Art von Pyramide auf.

XII. Unter diesen Völkern hat sich das Andenken der allgemeinen Sündfluth erhalten. Wenn ungewöhnlich starke Erdbeben sich ereignen, so laufen sie auf gewisse Berge, die sie Tenten nennen, das ist solche, die drey Spitzen haben, mit hölzernen Tellern auf ihren Köpfen, und mit Lebensmitteln für einige Tage. Denn sie glauben, ehedem sey die ganze Erde mit den höchsten Bergen von einer Wasserfluth bedeckt worden, die Berge Tenten ausgenommen, weil sie die sonderbare Eigenschaft haben, über dem Wasser zu schwimmen. Durch ein Erdbeben könne das Meer aufs neue die Erde bedecken; und weil es geschehen könne, daß sich das Wasser bis an die Sonne aufthürme, so tragen sie Teller auf den Köpfen, um sie nicht zu verbrennen, wenn sie etwa damit

an

an die Sonne stoßen sollten. Wenn man ihnen sagt, daß irdene Teller hierzu besser seyn würden, so antworten sie, ihre Vorfahren haben die hölzernen für besser gehalten.

XIII. Die Regierung der Arauker ist aristokratisch, mit einiger Vermischung von Demokratie. Ihr ganzes Land wird der Länge nach in vier gleich große und parallel laufende Theile zergliedert, welche in der Landessprache Utammapu genannt werden, und von der Lage ihre besonderen Benennungen erhalten. Der erste heißt Lavquen-mapu (Seeland), der zweyte Lelbun-mapu (ebenes Land), der dritte Piren-mapu (Schneeland), der vierte, welcher der östlichere ist, Peguen-mapu (Fichtenland). Ein jeder dieser vier großen Theile wird in Provinzen, und jede Provinz in mehrere Distrikte eingetheilt. Ein Utammapu wird von einem Toqui (obersten Befehlshaber), jede Provinz von einem dem Toqui untergeordneten Ulmen (Fürst), und jeder Distrikt von einem andern Ulmen, der jenem untergeben ist, regiert. Diese Aemter sind erblich, und können nur von den Erstgebohrnen, die Weiber ausgeschlossen, verwaltet werden. Wenn der männliche regierende Stamm ausstirbt, so erwählen die Unterthanen ein anderes Geschlecht, und der von ihnen Erwählte kann sein Amt nicht verwalten, ohne von seinem Toqui bestätiget zu seyn, welcher diese Nachricht den übrigen Utammapu, und sogar auch den Spaniern mittheilt, damit er allgemein

dafür

dafür erkannt werde. Das Zeichen der höchsten Gewalt des Toqui ist ein schwarz marmornes Beil, und jenes eines Ulmen ein Stock mit einem silbernen Knopf.

XIV. In Angelegenheiten, die den ganzen Staat betreffen, versammelt sich die ganze Nation, wo es auch einem jeden Unterthan erlaubt ist, seine Meinung vorzutragen. Eine solche Versammlung heißt Aucacojau, Rath der Araukaner, oder Butha=cojau, großer Rath.

XV. Der ganze Inbegrif ihrer Gesetze, welche ihnen durch mündliche Ueberlieferung bekannt sind, wird Almapu genannt. Einige der Gesetze sind sehr grausam. Die Verbrechen, welche unter ihnen gestraft werden, sind Verrätherey, Mordthaten, Ehebruch, Diebstahl, Zauberey. Verrätherey wird nach Willkühr des Toqui mit dem Tode bestraft. Der Mord wird selten mit dieser Strafe belegt, wenn die Anverwandten mit der Summe Geldes, die ihnen der Todtschläger anbietet, zufrieden sind. Der Vatermord, und wenn jemand sein Weib tödtet, wird nicht bestraft; denn sie sagen, der Vater der seinen Sohn, oder der Sohn, der seinen Vater umbringt, habe sein eigen Blut vergossen, und wer sein Weib tödtet, habe sich des Rechts bedient, welches er über sein Eigenthum mit Geld erkauft hat. Aber der Ehebruch wird gemeiniglich mit dem

Tode

Tode gebüßt, gleichwie auch der Diebstahl, wofern der Dieb keine große Verwandschaft hat, die ihn vertheidige. Denn wenn zwey Theile einander beleidigen, und gleich stark sind, so führen sie Kriege wider einander, die sie Maloche nennen, ohne daß die Ulmenes sich darunter mischen. Solche einheimische Kriege dauren oft viele Jahre, und vererben sich von Vater auf Sohn. Die Strafen werden ohne alle gerichtliche Formalität und ohne Aufschub vollstreckt. Wenn das Urtheil gesprochen ist, wird der Verbrecher entweder mit einem Dolch erstochen, oder mit einem Strick um den Hals an einem Pferdeschweif zu Tode geschleppt.

XVI. Aber mit den Zauberern werden sie nicht so geschwind fertig. Die Zauberey ist bey ihnen das gehässigste unter allen Lastern, ob sie gleich ihren Maihi, welche sich verpflichtet haben, dieselbe nur zum Besten der Nation und zur Entdeckung der bösen Zauberer zu gebrauchen, erlaubt ist. Hieraus entstehet viel Unheil; denn wenn sie jemand hassen, so beschuldigen sie ihn, einen Ulmen oder Andere, die ohne sichtbare Ursach des Todes gestorben sind, bezaubert zu haben. Der Beschuldigte wird sogleich über ein langsames Feuer gehängt, bis er, sich von der Quaal zu befreyen, das Verbrechen und andere Mitschuldige, sie mögen es seyn oder nicht, bekennt. Darauf wird er von den Umstehenden mit einem Dolch erstochen, und die Mitschuldigen, wenn sie nicht

entfliehen,

entfliehen, werden auf die nemliche Art hingerichtet.

XVII. Die Gesetze erlauben die Vielweiberey. Daher nehmen sie so viel Weiber, als sie kaufen können. Wer ein Mädgen heyrathen will, eröfnet entweder dem Vater sein Verlangen, oder unterläßt es, und verbirgt sich mit einigen seiner Freunde auf dem Wege, den das Mädgen zu gehen gewohnt ist, setzt sie gebunden hinter sich auf sein Pferd, und führt sie nach Haus. Alsdenn kömmt der Vater mit den Anverwandten der Braut, und erhalten Geschenke, welche sich meistens auf 50 Speciesthaler belaufen. Hierdurch erlangt die Ehe ihre Gültigkeit. Das erste Weib wird den andern vorgezogen, und von diesen als die wahre Hausfrau verehrt.

XVIII. Die militärische Regierung unter den Araukern macht ihrer Vernunft Ehre. Die vier Toqui haben die Gewalt, den Feinden den Krieg anzukündigen, welches Recht sich auch oft die Ulmenes angemaßt haben. Wenn ein Toqui Vorhabens ist, den Krieg zu erklären, so schickt er zu den übrigen Toqui und Ulmenes seine Bothen zu Pferde (Guerquenes) mit Briefen, (Quippu) die in verschiedenen rothen Bindfaden mit Knoten bestehen. Die Farbe zeigt an, worauf es ankommt, und die Knoten bedeuten die Zeit und den Ort der Zusammenkunft. Sie rechnen ihre Zeit nicht nach Wochen und Monaten, sondern nach

dem

dem Lauf des Mondes, und verfehlen nie den durch die Knoten angezeigten Tag. Fügt es sich, daß die Feindseligkeiten vor der Ankündigung ihren Anfang genommen haben, so schickt der Toqui neben den Faden einen Finger eines der getödteten Feinde. Alles dieses geschiehet mit einer wunderbaren Verschwiegenheit.

XIX. An dem angezeigten Tage und Orte kommen die vier Toqui und alle Ulmenes mit ihren Unterthanen zusammen, untersuchen und tragen der ganzen Versammlung die Ursachen des Krieges vor, und wenn sie gebilliget worden sind, so erwählen sie einen obersten Befehlshaber des Krieges, welcher meistens einer der vier Toqui ist. Ist aber keiner unter ihnen geschickt, das Kommando zu führen, so wählen sie einen der Ulmenes, oder wohl gar einen gemeinen Soldaten, der sich durch die dazu erforderlichen Eigenschaften besonders auszeichnet; wie es 1723 im Kriege wider die Spanier geschah, da sie den tapfern und klugen Vilumilla, der seiner Nation Ehre machte, dazu wählten. So bald dieser Toqui das marmorne Beil empfangen hat, müssen die übrigen vier Toqui dieses Ehrenzeichen niederlegen, und mit den Ulmenes ihm den Gehorsam schwören, bis der Krieg ein Ende hat.

XX. Dieser Dictator bestimmt die Zahl der Truppen (Cone) welche die Toqui stellen müssen, und diese fordern dieselben von ihren untergeord-

neten Ulmenes der Größe des Landes gemäß, dem sie vorstehen. Auf diese Weise wird die Anzahl Völker, die der General verlangt, in kurzer Zeit zusammengebracht, worunter auch die Toqui und Ulmenes selbst dienen müssen. Der General wählt seinen Leutenant und alle die übrigen Officiere, und setzt einen oder zwey Tage fest, worin es einem jeden der Fürsten und dem gemeinen Mann erlaubt ist, seine Rathschläge, wie der Krieg am besten geführt werden könne, vorzutragen, nach dieser Zeit nimt er von niemand mehr Rathschläge an, und handelt nach eigenem Gutdünken. Jeder Soldat bringt seine Lebensmittel, welche meistens in einem Säckchen Mehl von geröstetem Weitzen oder türkisch Korn oder Pimpernüsse bestehet, und seine Waffen von Hause mit sich.

XXI. Das Kriegsheer bestehet aus Fußvolk und Reuterey. Die Reuter sind mit großen Lanzen und breiten Degen, und die Fußgänger theils mit Piken, und theils mit schweren hölzernen Kolben, die mit eisernen Nägeln beschlagen sind, und zwar so, daß zwischen zwey Piken eine Streitkolbe geht, bewafnet. Im Anfang der spanischen Eroberungen bediente sich die Infanterie des Bogens und der Pfeile; aber heut zu Tage sind diese Waffen ganz außer Gebrauch, denn dem Feind den Gebrauch des Schießgewehrs zu verhindern, gehen sie ihm sobald möglich mit dem kurzen

Gewehr

Gewehr zu Leibe. Diesem kriegerischen Volk ist die Kunst Schießpulver zu machen noch immer ein Geheimniß, obgleich das Land alle Materialien hervorbringt, die dazu nöthig sind. Dem ungeachtet wissen sie sich des großen und kleinen Schießgewehrs mit vieler Geschicklichkeit zu bedienen, wenn sie solches im Treffen mit den Spaniern erobern. Sie kennen auch keine Maschinen zum Angrif der festen Plätze, und wenn sie sich spanischer Festungen bemeistert haben, so ist dieses entweder durch Sturm, oder durch Kriegslist, worin sie Meister sind, oder durch langwierige Belagerung, wodurch die Oerter ausgehungert worden sind, geschehen. Im Treffen bedeckt die Reuterey die Flügel des Kriegsheers, und das Fußvolk streitet in der Mitte, in Linien und Companien, deren jede ihren Hauptmann, Leutenant, Fähnrich mit seiner Fahne, und Korporale hat, getheilt. Gemeiniglich kommandirt der Toqui den rechten Flügel, und der Leutenant-Toqui den linken.

XXII. Ihre musikalischen Instrumente im Kriege sind Trommeln, Zinken, Pfeifen, und eine Art von halben Flöten. Die Soldaten unterscheiden sich von andern durch die Kleidung nicht, außer daß sie einen Küraß, und einen Helm von Kuhleder mit schönen Federbüschen tragen. Wenn sie sich nicht weit vom Feinde lagern, so befestigen sie ihr Lager mit Palisaden und Graben, und stellen

überall Wache aus. Des Nachts zündet ein jeder Soldat im Lager sein eigenes Feuer an, dergestalt, daß fünf tausend Mann auch fünf tausend Feuer haben.

XXIII. Wenn es zum Treffen kommen soll, und das Kriegsheer in Schlachtordnung gestellt ist, hält der Toqui eine pathetische Rede, und erinnert die Soldaten an die Tapferkeit ihrer Väter, welche ihre Feinde, ungeachtet ihrer Ueberlegenheit an Waffen, so oft überwunden, und für ihre Freiheit den Tod nicht gefürchtet haben. Nach geendigter Rede greifen sie unter Trommeln und Pfeifen den Feind mit einer solchen Wuth an, daß auch die tapfersten Soldaten davor erschrecken. Das Fürchterlichste ist das Fußvolk mit den Streitkolben, womit sie, wie Herkules, alles vor ihnen her niederschlagen, und überall durchdringen. Den Tod in einem Treffen halten sie für die größte Ehre, die ihnen wiederfahren kann. Daher suchen sie ihn, und indem sie dieses thun, schicken sie viele ihrer Feinde vor sich her in die Ewigkeit. Die Beute, die ein jeder macht, gehört ihm allein zu; und die Gefangnen macht er zu seinen Leibeigenen. Der Toqui kann einen der Gefangenen den Schatten seiner getödteten Soldaten zum Opfer schlachten. Ihre Gesetze befehlen dieses barbarische Opfer, und ihr angebohrner Haß wider die Spanier reitzet sie dazu; dem ungeachtet weiß man höchstens nur zwey Fälle, daß sie

gefangene

gefangene Spanier geopfert haben. Diese kriegerische Nation weiß so gut als andere Völker, was Gnade ist, trotz gewissen Geschichtschreibern, welche sie im allgemeinen wie unerbittliche Wüteriche gegen ihre Feinde schildern, insbesondere aber solche Handlungen von ihnen erzählen, die den schlechten allgemeinen Begrif von ihnen gänzlich umstoßen.

XXIV. Das Opfer geschiehet auf folgende Weise. Eine Kompanie Soldaten führt unter Trommeln und Pfeifen den zum Opfer bestimmten Gefangenen auf einem Pferde, dem Ohren und Schweif abgeschnitten sind, (welches unter ihnen der größte Schimpf ist, den man einen anthun kann) auf eine Ebene, wo das ganze Kriegsheer im Gewehr stehet, und einen Kreis schließt. In der Mitte bilden die Ulmenes und andere Officiere einen kleinern Kreis, in dessen Mitte das Beil des obersten Toqui liegt. Bey dieses Beil muß sich der unglückliche Gefangene auf die Erde setzen, die Hände auf den Rücken gebunden, und das Gesicht gegen sein Land gekehrt. Darauf binden sie ihm die Hände los, und überreichen ihm ein Bündel kleiner Spitzen von Reisern, und ein spitziges Holz. Mit diesem muß er ein Loch in die Erde graben, und wenn dieses geschehen ist, so viele Reiser hineinwerfen, als er tapfere Soldaten von dem General bis auf den gemeinen Mann unter seinem Kriegsheer kennt, dergestalt, daß er

bey jedem Reis, wenn er es in die Grube wirft, einen derselben bey Namen nennt, welcher von den Umstehenden gräßlich verflucht wird. Hierauf muß er die Reiser mit Erde bedecken, wobey sie denken, den Ruhm ihrer Feinde zu begraben. Endlich giebt ihm der Toqui, oder einer der Ulmenes, der sich im Kriege am rühmlichsten betragen hat, einen tödtlichen Schlag mit der Kolbe auf den Kopf, schneidet ihm sogleich das Herz aus der Brust, sauget das Blut davon, und reicht es den übrigen Officiren, das nämliche zu thun. Indeß schneiden ihm die Soldaten Kopf, Beine und Arme ab, aus deren Knochen sie militärische Flöten machen, und stecken den Kopf auf eine Lanze; die übrigen aber machen seltsame Kriegestänze, worin sie mit den Füßen hart auf die Erde stampfen, um die aufgerichtete Lanze, und singen schimpfliche Lieder über ihre Feinde, welche mit dem Ton der Flöten, die aus geopferten Menschenknochen gemacht sind, begleitet werden. Zuletzt fangen sie an, Wein und Aepfelmost zu trinken, und ergötzen sich dabey damit, daß sie dem Rumpf des Getödteten, wenn er ein Spanier ist, einen weißen, und wenn er ein Indianer ist, einen schwarzen Widderkopf aufsetzen, welches sie für die größte Beschimpfung halten. Der Toqui beräuchert indessen die vier Weltgegenden mit Tobacksrauch, und murmelt tausend Flüche wider die Feinde.

XXV. Wenn Friede geschlossen wird, oder ein neuer Spanischer Präsident nach Chile kommt, wird zwischen den Spaniern und Araukern eine Versammlung gehalten, welche von diesen Huincacojau (Versammlung der Weißen), und von jenen Parlament genannt wird. Dieses geschiehet meistens im Monat November, und auf der Ebene der an die Arauker grenzenden spanischen Provinz Huilquilemu zwischen den Flüssen Biobio und Laxa, und den spanischen Festungen Nascimento, Purem, Angeli, Tucapen und Jumbel. Die Arauker fordern jederzeit, daß dieser Kongreß auf ihrem Grund und Boden geschehe; aber außer dem königlichen Präsidenten Thomas Marin de Poveda hat noch kein anderer in ihre Forderung eingewilliget, weil sie einigen unvermutheten Ueberfall befürchten. Einige Monate vor dem Kongreß wird ein Spanischer Bothschafter, den sie den Kommissär der Nationen nennen, in die vier Utammapu gesandt, die Toqui und vornehmsten Ulmenes im Namen des neuen Präsidenten zum Kongreß einzuladen, und ihnen zu versprechen, daß in demselben von den Mitteln, einen ewigen Frieden mit ihnen zu halten, und die beiderseitigen Beschwerden abzuthun, gehandelt werden soll. Die Spanier dürfen bey der Gelegenheit eines neuen Präsidenten den Kongreß nicht unterlassen; die Arauker, welche keine Verachtung erdulden können, würden unfehlbar wieder

den Waffen zu greifen. Darum ist auch dem Präsidenten aus dem königlichen Schatze ein gewisses Einkommen angewiesen, die Unkosten des Kongresses zu bestreiten, und den Toqui und Ulmenes Geschenke zu machen.

XXVI. Kurz vor dem Kongreß hält der königliche Präsident in der Stadt Concepcion eine Versammlung, welcher der Bischof, die Kriegsofficiere und Missionären beywohnen, um sich über die Dinge, die des Friedens halber, und die Arauker zur christlichen Religion zu bekehren, im Kongreß vorzutragen sind, zu berathschlagen. Indessen werden die benachbarten Festungen und alle Uebergänge des Flusses Biobio stark besetzt, zu verhindern, daß die Arauker nicht in größerer Anzahl, oder mehr bewafnet, als es bedungen ist, ins Land treten. Darauf reiset der königliche Präsident, von allen Reichsofficieren, Missionären, und von vielen Kompanien zu Fuß und zu Pferde begleitet, an den bestimmten Ort des Kongresses; und ein Gleiches thun die vier Toqui und die Ulmenes unter einer zahlreichen Bedekkung. Im Jahr 1723 erschienen 130 Ulmenes, und ihre ganze Begleitung bestand in 2044 Köpfen. Es finden sich auch eine Menge Kaufleute aus allen Gegenden von Chile daselbst ein, und verkaufen mit reichem Gewinn ihre Waaren; und so lange der Kongreß dauert, stehen die Spanischen

nischen und Araukanischen Truppen zwey Meilen weit von einander.

XXVII. Das Parlament fängt mit vielen Zeichen der Freundschaft von beiden Seiten an. Alle Stäbe der Toqui und der Ulmenes werden zum Zeichen der Eintracht mit jenem des Präsidenten in einen Bündel gebunden, und in die Mitte der Versammlung niedergelegt. Darauf tritt ein Ulmen, der den Zweig eines Zimmetbaums in der Hand trägt, hervor, grüßt mit einer Verbeugung die ganze Versammlung, und nachdem er die andere Hand auf das Bündel der Stäbe gelegt hat, hält er eine lange Rede in Chilischer Sprache über die Folgen des Friedens und des Krieges, und ermahnet beide Theile zum Frieden. Ein Spanischer geschworner Dollmetscher wiederholt die Rede in Spanischer Sprache von Punkt zu Punkt; und es ist sonderbar, daß eine solche Rede alle die Theile und Figuren enthält, welche die Redekunst vorschreibt. Auch ist diese die einzige Wissenschaft, die sie kennen, und worin sie sich von Jugend auf in ihre öftern Versammlungen üben. Weil ein guter Redner unter ihnen eben so hoch geschätzt wird, als er es je unter den Römern war, so läßt sichs ein jeder sehr angelegen seyn, ihre Sprache rein und zierlich zu sprechen. Sie bedienen sich wie die asiatischen Völker oft der Parabolen und Gleichnisse. Oft apostrophiren sie die umstehenden besonders Spanischen

 Offi-

Officiere, oder ihre Toqui oder Ulmenes, mit einer so großen Verschiedenheit von schönen Redensarten und Figuren, daß man darüber erstaunen muß. Wenn der Ulmen seine Rede vollendet hat, so beginnt der Spanische Präsident zu sprechen. Endlich kommt man auf die Friedensartikel, welche von den vier Toqui und den Bevollmächtigten der vier Utammapu einstimmig bestätiget werden müssen, wenn sie Kraft haben sollen. Wenn alles zur Richtigkeit gebracht ist, so speiset der Präsident mit den Toqui und mit den vornehmsten Ulmenes an einer Tafel, und theilt unter sie die Geschenke aus, welche aus der königlichen Schatzkammer bezahlt werden. Darauf schlachten die Arauker die Chilihueques, oder die dazu bestimmten Schaafe zum Zeichen des Friedens, und kehren in ihr Land zurück.

XXVIII. Dieses Volk hat keine Festungen, keine Städte noch Flecken. Es wohnt zerstreuet auf dem Lande in hölzernen mit Stroh bedeckten Häusern, die ohne Kammern und ohne Fenster sind, und nur eine Thüre haben, die sie des Nachts mit einer Kuhhaut zuschließen. Diese Hütten sind zugleich ihre Küchen. So viele Weiber ein Mann hat, so viele einzelne Feuer werden darin angezündet, und so viele verschiedene Speisen werden für ihn zubereitet. Man siehet in diesen Häusern kein Bett; weil sie alle auf Schaaffellen schlafen, welche weggenommen werden, wenn sie darauf

geschlafen

geschlafen haben. Das Hausgeräthe bestehet in einigen kleinen Bänken, und in einen grob gearbeiteten Tisch, worauf sie ohne Tischtuch und ohne Servietten essen. Anstatt des Löffels bedienen sie sich einer Muschel, und ihre Teller sind entweder von Holz oder von Erde, und die Becher von Kuh-Horn. Die Ulmenes sind mit silbernem Tafelgeschirr versehen; sie bedienen sich aber derselben nur, fremde Gäste zu bewirthen, welchen sie alle Arten von Höflichkeit beweisen, wenn sie auch gleich Spanier wären.

XXIX. Wie die Tafel ist, so sind auch ihre Speisen. Diese bestehen meistens in gekochten Hülsenfrüchten, die mit nichts anders als mit etwas Salz zubereitet sind, und anstatt des Brodts essen sie Erdäpfel. Selten essen sie Fische oder Austern, obgleich ihre Flüsse und das Meer einen überaus großen Ueberfluß daran haben; und so reich auch ihr Land an Vögeln und Wildpret, und so gar auch an zahmen Vieh ist, welches sie von den Spaniern erhalten haben; so essen sie doch nur selten Fleisch, und alsdenn ist es entweder gebraten, oder nur mit etwas Salz gesotten, und mit langen Pfeffer, den sie gerne essen, bereitet. Das Korn, welches sie einerdten, essen sie geröstet und gemahlen.

XXX. Jedoch gehen sie wenigstens einmal im Jahr von dieser mäßigen Lebensart ab, und zwar aus angebohrner Begierde, groß zu thun,

und

und meistens zur Zeit der Erndte. Sie laden wohl drey hundert ihrer Freunde ein, und bewirthen sie vierzehn Tage lang. Diesen setzen sie Flügelwerk und Rindfleisch, mit Wein, den sie von den Spaniern erhalten, und mit Most, den sie von Aepfeln und andere Früchte machen, in großem Ueberfluß vor. Diese Gastmäler nennen sie Mingacu, und Caguin. Männer und Weiber sind alsdenn fast beständig berauscht, welches vielen Säuglingen, die in dieser Zeit verwahrloset werden, das Leben kostet, und in diesem Jahrhundert eine augenscheinliche Verminderung ihrer Nation verursachet hat. Bey diesen Gastmälern werden oft wichtige Staatsangelegenheiten geschlichtet. Fremde Gäste werden von ihnen unentgeldlich bewirthet, und können sich so lange bey ihnen aufhalten, als sie wollen. Sie haben einen abgesonderten Platz für sie in ihren Wohnungen.

XXXI. Ihre Kleidertracht ist sehr einfach, und ganz von Wolle, weil sie den Gebrauch des Hanfs und Flachses noch nicht kennen. Ihre Lieblingsfarbe ist dunkelblau. Die Mannsleute tragen gemeiniglich ein Hemd, mit einem Leibstück darüber, welches sie Choni nennen, enge Beinkleider, und eine Art Mantel, den sie Poncho nennen. Er ist ein länglich-viereck, und einem Levitenrock oder einer Dalmatik der Katoliken ähnlich, die in der Mitte, wodurch der Kopf gehet, ein Loch hat, und in der Länge bis unter die Waden,

in

in der Breite aber bis an die Hände reicht. Sie tragen sie entweder ganz blau, oder gestreift, so daß der Grund von einer Farbe, und die Streifen von verschiedenen Farben, welche oft Blumen oder andere Figuren vorstellen, eingewürkt sind. Der Saum ist ringsum mit Franzen umgeben. Diese Mäntel sind ein wichtiger Gegenstand des Handels, weil sie auch den spanischen Bauern nicht nur in Chile sondern auch in Peru und Paraguai gemein geworden sind. Anstatt des Huts tragen sie rothe Binden um den Kopf, die mit gläsernen Kügelchen geziert sind, und an den Füßen haben sie weder Schuh noch Strümpfe. Nur wenige bedecken ihre Füße mit Stifeletten von buntem wollenen Zeug. Die Ulmenes gehen gemeiniglich wie der gemeine Mann gekeidet, nur daß die Kleider von besserm Stoff sind. Manchesmal geschiehet es, daß sie ein von den Spaniern erkauftes französisches Kleid tragen, besonders von scharlachrother Farbe. Sie tragen Hüthe mit großen Federbüschen, und schwere silberne Sporn. Ihre Steigbügel sind von Messing, und ihre Stäbe mit silbernen Knöpfen geziert. Uebrigens gehen sie nach dem Gebrauch ihres Landes jederzeit barfuß.

XXXII. Die Kleidung der Weiber ist nicht weniger einfach, als jene des männlichen Geschlechts, und zugleich sehr ehrbar. Anstatt des Hemdes tragen sie ein langes wollenes Unterkleid ohne Ermel, welches bis auf die Füße herab gehet, und mit

mit einer sehr breiten Binde um den Leib gebunden wird. Ueber diesem Kleide tragen sie ein wollenes Mäntelchen nach Art der Pilgrimme in Europa, und befestigen es vorn vermittelst silberner Plättchen, die sie Tuppel nennen. Die Araukanischen Weiber sind wie überall Liebhaberinnen des Putzes und der Pracht. Sie lassen ihr Haar sehr lang wachsen, und flechten es in sechs Zöpfe, die ihnen den Rücken hinab hangen. Das Haupt schmücken sie ringsum mit Smaragd-ähnlichen Steinen, welches sie Liancos nennen, und man weiß nicht wo, finden. Auch tragen sie Ohrengehänge, die in viereckigten silbernen Plättgen bestehen, und wohl sechsmal verdoppelt werden, Arm- und Hals-Bänder von vielfärbigen gläsernen Kügelchen, und Ringe an allen Fingern. Sie sprechen die Araukanische Mundart mit wunderbarer Anmuth, besonders jene, welche zwischen den Flüssen Cauten und Valdivia und in der Provinz Boroa gebohren sind. Diese sind weiß oder blond, und sehr schön gebildet.

XXXIII. Die Arauker glauben, das männliche Geschlecht sey nur zum Kriege gebohren. Daher kommt es, daß die Männer alle Arbeit verabscheuen, die sich nicht auf den Krieg beziehet, und alle die Geschäfte, die unter andere Nationen den Männern gebühren, den Weibern überlassen. Die Weiber bearbeiten das Feld, und erndten ein, weiden groß und klein Vieh, tragen das Holz

zum

zum Brennen herbey, kochen und nähen für ihre Männer. Wenn diese des Morgens ihr Frühstück genommen haben, so setzen sie sich zu Pferde, reiten auf das Feld, und üben sich selbst und das Roß in den Waffen. Der Gebrauch sich zu baden ist unter ihnen sehr gemein. Im Winter baden sie sich des Tags nur einmal; aber im Sommer halten sie sich viele Stunden in den Flüssen auf, und üben sich auf alle Weise im Schwimmen. Die Weiber baden sich zwar auch täglich, aber nie unter Mannsleuten. Wenn sie ein Kind zur Welt gebracht haben, tauchen sie sich sogleich mit demselben sowohl im Winter als im Sommer unter Wasser, damit der Leib des Kindes zu krigerischen Strapazen gehärtet werde.

XXXIV. Die Zeit, welche sie nicht auf krigerische Uebungen verwenden, und durch Trunkenheit verlieren, bringen sie mit Spielen hin, welche meistens etwas kriegerisches haben. Von unendlich vielen will ich nur zwey erwähnen, eins auf dem Felde, und ein anderes zu Hause. Auf dem Felde wählen sie eine Ebene von ungefehr einer welschen Meile, auf deren zwey äußersten Enden Baumzweige zum Zeichen gesteckt werden. Die Spieler, deren 30 sind, theilen sich in zwey gleiche Theile, und bewaffnen sich mit Stäben, die am Ende krumm gebogen sind. Im Mittelpunkt des Spiels ist eine Grube mit einer hölzernen Kugel. Hier fängt das Spiel an. Auf beiden Seiten

der

der Grube stellen sich die Spieler in Ordnung, und die zween, welche der Grube am nächsten stehen, heben die Kugel mit ihren Stäben heraus. Darauf bestreben sie sich von beiden Seiten, die Kugel auf das einer jeden Parthey angewiesene Ende zu treiben, und welche zuerst dieses Ziel erreicht, die trägt den Sieg davon. Es entstehet jedesmal ein sehr lebhafter Streit, und es gehen viele Stunden hin, ehe er entschieden wird. Dieses Spiel, welches Chueca heißt, hat seine Gesetze, auf deren Beobachtung die dabey angenommenen Schiedsrichter genau acht geben; und doch gehet es nie ohne Unglück ab. Die spanischen Bauern in Chile haben dieses Spiel unter sich eingeführt, und sind so sehr darauf erpicht, daß es zwo Partheyen unter ihnen giebt, die sich von Vater auf Sohn vererben. Das andere Spiel, welches zu Hause geschiehet, heißt Cututumpeucu. Sechszehn oder zwanzig Personen fassen sich bey den Händen, und bilden einen Kreis, in dessen Mittte ein Knabe gestellt wird. Diesen suchen andere entweder mit Arglist oder mit Gewalt aus dem Kreis zu rauben; und wem es gelingt, der hat das Spiel gewonnen.

XXXV. Neben diesen kriegerischen Belustigungen finden sie auch Vergnügen an Gesängen und Tänzen. Es fehlt auch ihrer Musik nicht ganz an Harmonie. Ihre Gesänge sind rührend, und drücken Leiden und Freuden schicklich aus.

Die

Die musikalischen Instrumente sind von den kriegerischen nicht unterschieden, und sie bedienen sich ihrer nicht, traurige Gesänge damit zu begleiten; weil sie der Meinung sind, das menschliche Gemüth werde von dem frohen Klang der Instrumente zu sehr eingenommen, als daß es der Traurigkeit fähig sey, die sie durch melancholische Gesänge erwecken wollen. Meistens begleiten sie den Gesang mit Tänzen, die gemeiniglich schön sind. Der Tänzer sind ungefehr zehn oder zwölf; und diese tanzen nicht immer zugleich, sondern wechseln in einer gewissen Harmonie ab, daß ihrer bald sechs, und bald vier tanzen. Aber gemeiniglich tanzen ihrer viele in einem Kreise um eine Kriegsfahne, und vergessen darunter des Aepfelmosts oder Weins nicht, wovon einige Flaschen bey der Fahne stehen. Die Weiber tanzen unter sich allein; und wenn sie sich berauscht haben, so geschiehet es oft, daß sie sich um den Kreis der Männer, denen sie sich jedoch nicht sehr nähern, herumschwingen.

§ II.

Die Geschichte der Entdeckung und der Kriege; Charakter und Sitten der Chilischen Spanier; ihre Regierungsart und Handel; Beschreibung der einzelnen Provinzen und Städte.

I. Ungefehr hundert Jahr vor der Ankunft der Spanier wurde Chile von den Peruanern

unter der Regierung ihres Inca Jupanqui entdeckt. Dieser schickte eine Armee von 50000 Mann unter der Anführung des Sinchiruca dahin, und bemeisterte sich der nördlichen Provinzen. Da aber Sinchiruca in seinen Eroberungen weiter fortschreiten wollte, wurde er von den Promaucaern, einer Nation, welche in der Nachbarschaft des Flusses Maule wohnte, gänzlich aufs Haupt geschlagen.

II. Im Jahr 1535 versuchte es Don Diego Almagro, mit 500 Spaniern und 15000 Peruanern, begleitet von den Inca Paullu, Bruder des Peruanischen Kaisers, das Land zu erobern; es starben aber auf den Grenzen beym Uebergang des Gebirges 150 Spanier mit 30 Pferden, und 10000 Peruaner vor Kälte; und da er sich erkühnte, mit dem kleinen Ueberrest die Promaucaer anzugreifen, wurde er tapfer zurückgeschlagen, und gezwungen, nach Peru zurückzukehren. Aber fünf Jahr hernach wiederholte Pedro von Valdivia mit 200 Spaniern und vielen Peruanern den Versuch mit besserm Glück; denn es gelang ihm, den Widerstand der Einwohner zu überwinden, und 1541 auf der schönen Ebene der Provinz Mapochò die Hauptstadt S. Jago zu stiften. 1550 zog er, mit neuen Truppen aus Peru verstärket, nicht nur ungehindert durch das Land der Promaucaer, sondern gewann dieselben auch, unter den Spanischen Fahnen als Hülfs-

truppen

truppen zu dienen, und legte unter dem 36°, 42′ am Meer den ersten Grund zu der Stadt Concepcion. Hier erfuhr er zum erstenmal die Tapferkeit der Arauker in einem Treffen mit dem Toqui Aillavilu, in welchem er sein Pferd verlor, und in große Lebensgefahr gerieth. Dem ungeachtet passirte er den Fluß Biobio, wo der Arauker Land anfängt, und stiftete daselbst unter dem 37° unweit dem südlichen Ufer des besagten Flusses die Grenzstadt Angol, unter dem 38°, 45′ die Stadt Imperial, unter 39°, 21′ Villarica, und unter 39°, 58′ Valdivia. Diesen neuen Städten zum Schutz, und den Araukern Zügel anzulegen, bauete er noch in den drey stärksten Provinzen derselben die Festungen Arauco, Tucapel und Puren, und versah sie mit starken Besatzungen.

III. Die Arauker, denen die Eroberungen der Spanier vielen Kummer verursachten, erwählten den großen Caupolicano zu ihrem Toqui; welcher durch die Rathschläge des schlauen Colocolo, eines alten Rathgebers des Staats, vermittelst einer wohl ausgeführten Kriegslist, die Festung Arauco, und durch Belagerungen die übrigen zwey festen Plätze Puren und Tucapel einnahm. Valdivia zog ihm mit einer ansehnlichen Armee entgegen; wurde aber auf der Ebene bey Tucapel tapfer empfangen, und nach einem langen Gefecht nicht nur gänzlich geschlagen, sondern auch gefangen genommen, und wider den Willen des Cau-

policano von einem der Ulmenes mit einer Kolbe getödtet. Nach diesem Sieg machte Caupolicano den jungen Lautharu, welcher des Valdivia Page, und, da er ihn mitten im Treffen verließ, die Hauptursache des Sieges seiner Nation war, zu seinem General-Leutenant, zertheilte die Armee, und belagerte die Städte Imperial und Valdivia vergeblich. Aber Lautharu schlug mit seinem Heer zum zweitenmal die Spanier auf dem Berge Andalicano, richtete die Stadt Concepcion zweymal zu Grunde, und war im Begrif, die Hauptstadt S. Jago selbst zu belagern. Er hatte auch schon die Spanier, die sich ihm auf dem Wege widersetzten, dreymal geschlagen, als er auf einem Berge, wo er sich befestiget hatte, unvermuthet im Schlaf überfallen, und von einem der feindlichen Hülfstruppen mit einem Pfeil erschossen wurde. Selbst die Spanier nannten ihn den Chilischen Hannibal.

IV. Um diese Zeit kam Don Garzia Hurtado di Mendoza, Sohn des Vizekönigs in Peru, mit einer guten Anzahl Truppen nach Concepcion, und erschöpfte durch sieben Schlachten die Kräfte des Caupolicano. Da dieser tapfere Araukaner sah, daß ihn das Unglück verfolgte, zog er sich in einen Wald, eine günstige Gelegenheit zu erwarten; er wurde aber von den Spaniern, denen ein Spion seinen Aufenthalt entdeckt hatte, gefangen genommen, und nachdem er die Taufe empfangen

hatte,

hatte, auf Befehl des Hauptmanns Reinoso gespießt und mit Pfeilen todtgeschossen. Die Araucker erwählten sogleich seinen Sohn zum Toqui, welcher die Spanier zweymal besiegte, und da er die dritte Schlacht verlor, und in Gefahr war, den Feinden in die Hände zu fallen, sich selbst das Leben nahm.

V. Ihm folgte in der obersten Befehlshabung Autuguemu, welcher die Spanier auf dem unglücklichen Berge Andalicano zweymal schlug, ihren General Pedro Villagra tödtete, die Festungen Puren und Arauco schleifte, und während der Belagerung der letztern den Spanischen Kommendanten zu einem Zweykampf herausforderte, und über zwo Stunden mit ihm kämpfte, bis sie mit gleicher Einwilligung sich trennten. Indessen belagerte sein General-Leutenant Antunecul die Stadt Concepcion vergebens, und er selbst hatte kurz darauf das Unglück, bey der Stadt Angol, die er einnehmen wollte, in die Flucht geschlagen zu werden. Auf ihn folgten die Toqui Painanancu, Cajamcura, Nanconiel, Cadeguala, und Guanoalca, welche mit verschiedenem Glückswechsel den Krieg mit den Spaniern fortsetzten.

VI. Im Jahr 1597 wurde der tapfere Paillamachu zum Toqui erwählt, welcher im folgenden Jahr den spanischen Präsidenten Don Martino Lojola mit 60 Officieren tödtete, und die Städte Imperial, Valdivia, Villarica, Osorno,

Angol, Santa Cruz de Coja, Cannete, Concepcion, Chillan und alle die festen Plätze, welche die Spanier zwischen den Flüssen Biobio und Valdivia, oder in dem ganzen Staat der Arauker besäßen, eroberte, und gänzlich zerstörte. Seine Nachfolger behaupteten die von ihm erlangten Vortheile. Lientur verheerte sogar 1625 und 1628 die Spanischen Besitzungen auf der nördlichen Seite des Flusses Biobio, schlug daselbst die Spanische Armee, und setzte die Feinde durch seine Thätigkeit in große Verlegenheit. Nach ihm behauptete von 1629 bis 1632 Putapichun in verschiedenen Schlachten, die er den Spaniern, theils unter ihren Generalen und theils unter dem Präsidenten Don Francisco Lasso, lieferte, den Ruhm seiner Nation.

VII. Endlich schloß 1640 der Marquis von Baides den Frieden mit den Araukern und ihrem Toqui Antugueno II; aber dieser Friede dauerte nur 15 Jahr: denn 1655 kündigte der Toqui den Spaniern den Krieg an, richtete ihre Armee zweimal zu Grunde, schleifte die Festungen Colcura, S. Pietro, Arauco, S. Rosendo und Boroa, welche nach dem Frieden des Jahrs 1640 aufgerichtet worden waren, und disseits des Biobio die festen Plätze Stanzia del Rey, S. Cristoforo, Talcamavida und die Stadt Chillan. Die königlichen Präsidenten, die nach Antonio Acunna folgten, befriedigten zwar die Arauker

bis

bis 1723; aber in diesem Jahr erklärte der Toqui Vilumilla den Spaniern aufs neue den Krieg, und zwang sie, die Festungswerke zu Puren und Arauco zu zerstöhren, und erneuerte den Frieden mit dem Präsidenten Don Gabriel Cano. Endlich zog 1766 der Toqui Curinancu aufs neue wider die Spanier zu Felde, trieb sie über den Fluß Biobio, auf dessen südlicher Seite sie Städtgen bauen wollten, zurück, verband sich mit den Pehuenches, und bekriegte sie bis ins Jahr 1769 oder 1770. Alles dieses beweiset, daß Chile seit der ersten Ankunft der Spanier bis auf unsere Tage ein Schauplatz des Kriegs gewesen ist, und daß beide Nationen sich durch solche Thaten der Tapferkeit ausgezeichnet haben, die viel höher gepriesen seyn würden, wenn sie nicht am äußersten Ende der Welt geschehen wären. Es erhellet aber auch zugleich hieraus, daß den Spaniern dieses Stück Land mehr Geld und Blut gekostet hat, als alle die übrigen Amerikanischen Eroberungen.

VIII. Seit dem letzten Kriege mit den Araukern begnügen sich die Spanier mit dem, was sie von Peru an bis an den Fluß Biobio besitzen, suchen hier ihre Besitzungen immer mehr zu befestigen, und jenseits des Flusses auf dem südlichen Ufer desselben nur einige Festungen, welche den Streifereien der Arauker Einhalt thun können, Stadt und Hafen Valdivia, und die Inseln des

Archipelagus Chiloe zu erhalten. Das Land, welches sie bewohnen, nimt von Tag zu Tag an Bevölkerung zu, und der Einwohner sind so viele, daß sie ohne Hülfsvölker aus Europa einem jeden Feind, der sie von Seiten des Meers angreifen wollte, widerstehen können. Diejenigen, welche von Europäischem Geschlecht in Chile gebohren sind, werden zum Unterschied von den gebohrnen Spaniern, die sich daselbst niedergelassen haben, Creolen genannt. Diese Chilische Spanier sind an Farbe und Bildung den nördlichen Spaniern in Europa fast ganz ähnlich. Sie sind freundlich, gastfrey, edelmüthig, beherzt, und von munterm Geist. Es finden sich wenige Geldgeitzige unter ihnen, und ihre herrschende Neigung ist Pracht und lustiges Leben; eine Wirkung des Ueberflusses an allen Lebensbedürfnissen.

IX. Sie haben Kopf zu allen Wissenschaften und Künsten. Die peripatetische Philosophie, die scholastische und Moraltheologie, die kanonischen und bürgerlichen Rechte, sind die Wissenschaften, welche noch vor kurzem unter ihnen öffentlich gelehrt wurden, und wodurch sich ihre Gelehrten auszeichneten. Auch hat es ihnen nicht an Spanischen Dichtern gefehlt. Dieses kann zwar, aus Mangel der Buchdruckereyen, und wegen der überaus großen Unkosten, wenn man etwas in Europa drucken lassen will, nicht durch gedruckte Werke bewiesen werden; aber die

von

von ihnen hinterlassenen Manuscripte dienen zum Beweis ihrer Fähigkeit. Den französischen Büchern haben sie es zu verdanken, daß sie nun anfangen, einen Geschmack an den neuern Wissenschaften, besonders an der Philosophie, zu finden, und daß diese Aufklärung sich schon hier und da auf den Kanzeln der Prediger verspüren läßt. Der gemeine Mann macht auch in den mechanischen Künsten einen beträchtlichen Fortgang, welcher noch viel größer seyn würde, wenn mehrere geschickte Künstler aus Europa dahinkämen, wie in diesen letzten Jahren gewisse deutsche Goldschmiede, Schlösser und Tischler dahingekommen sind, welche sehr geschickte Schüler gebildet haben.

X. Nicht nur die Einwohner, welche von Spaniern gebohren sind, sondern auch die Negern und Indianer, die unter ihnen leben, sprechen Spanisch, sowohl auf dem Lande als in den Städten; und man findet unter den Bauern keine so verderbte Sprache, wie sie anderswo zu seyn pflegt. In den Städten kleidet sich das männliche Geschlecht auf französisch; aber der Chilischen Damen Tracht findet, außer Peru, in dem übrigen Amerika und in Europa ihres Gleichen nicht. Wodurch sie sich besonders auszeichnet, das sind sehr weite runde Ermel, welche entweder ganz aus Spitzen oder aus Kammertuch bestehen, und mit einem schönen Bande auf den Schultern zurückgebunden sind, unten aber hinabhängen und

zween Flügeln gleichen. Die Arme, welche frey hervorgehen, sind bis über den Ellenbogen mit den Ermeln des Hemdes bedeckt, das sich mit kurzen Manschetten zuschließt. Der Rock, welcher jederzeit aus einem kostbaren Stof bestehet, ist von dem Bruststück abgesondert, und am Saum ringsum mit Franzen besetzt. Ueber diesem Kleide tragen sie einen mit goldenen Spitzen besetzten Schleyer von Kammertuch von der Figur eines länglichten Vierecks, über welchem sie im Winter noch einen andern von schön gefärbtem Boy ziehen.

XI. Der Damen größte Schönheit bestehet in einem kleinen Fuße. Daher tragen sie von der zartesten Kindheit an sehr enge Schuhe, welche von einem Stück Korduan-Leder, ohne Absätze und fast ganz ohne Sohlen sind, vollkommen die Figur des runden Fußes annehmen, und mit goldenen Schnallen, die oft mit Diamanten besetzt sind, an dem Fuß befestiget werden. Neben dem stecken sie die Füße mit den Schuhen in eine Art Pantoffeln ohne Hinterleder und Sohlen, die vorne offen und oben aus einem halb zirkelförmig zugeschnittenen Stück Sammt bestehen, das mit Gold oder Silber ausgestickt ist. Der Kopfputz der Damen hat auch viel sonderbares. Ihr Haar, welches entweder schwarz oder blond ist, lassen sie sehr lang wachsen, und flechten es in sechs Zöpfe, deren Spitzen an einen goldenen Hauptschmuck, vermit-

telst einer mit Brillanten besetzten Spange befestiget sind, damit die Zöpfe nur bis auf die Schultern herabhangen. Ueber der Stirne, und auf der obersten Spitze des Kopfs sind sie mit Büschen von Diamanten geschmückt. Den Ohrengehängen, die aus Brillanten bestehen, fügen sie noch ein mit den feinsten Perlen besetztes Büschel von schwarzer Seide bey. Auch sind der Hals und die Finger mit Juwelen geschmückt. Wenn sie in die Kirche gehen, tragen sie einen seidenen Rock mit einem sechs oder sieben Ellen langen Schlepp, den sie sich von einer Magd nachtragen lassen, und ein nach der herrschenden Mode gefärbtes Mäntelchen. Gehen sie aber aus, einen Besuch abzustatten, so ist ihr Rock ohne Schleppe, und wie oben gesagt worden ist, unten mit Franzen besetzt. Sie werden alsdenn von zwo oder mehrere Mulattinnen, die ihre Sklaven sind, begleitet, welche reich und eine wie die andere gekleidet sind. Das Frauenzimmer von niederer Klasse sucht zwar den Damen im Putz nachzuahmen; man kann diese aber wegen des Reichthums an Juwelen leicht unterscheiden.

XII. Die Bauern tragen eine kurze Jacke von rothem oder blauem Zeug, mit seidenen Bändern eingefaßt, und Beinkleider von blauem Tuch, die um das Knie, wo sie aufgebunden werden, sehr weit sind, und an den zwo äußernen Näthen mit breiten goldenen oder silbernen Borden besetzt sind.

Ihr

Ihr Mantel, den sie Poncho (Ponscho) nennen, ist schon anderswo beschrieben worden. Wenn sie reiten, so tragen sie tuchne oder lederne Kamaschen, die bis an den halben Leib herauf gehen, und sehr große Sporn, und ihre Steigbügel sind so enge, daß kaum der große Zähe hineingehet. Hinter sich auf dem Pferde führen sie jederzeit ein langes Seil mit sich, dessen sie sich, wie schon gesagt worden ist, bedienen, die flüchtigen Ochsen und die wilden Pferde zu fangen. Sie sind von Kindheit im Reiten geübt, und haben eine sonderbare Geschicklichkeit darin erlangt. Auch machen sie keinen Weg einer welschen Meile, ohne zu reiten, und man kann fast sagen, daß sie vergessen haben, ihre Füße zu gebrauchen. Sobald sie aufstehen, satteln sie ihr Pferd, und so bleibt es gesattelt, bis sie schlafen gehen. Sie thun Wunderdinge zu Pferde; wodurch sie aber ihre Geschicklichkeit am meisten an den Tag legen, ist ihre Kunst, die wilden Pferde, die sie in Wäldern gefangen haben, zu bändigen. Sie setzen ihre ganze Ehre darein, daß, so gefährliche Sprünge auch das Pferd thut, sie doch nie aus dem Sattel gehoben werden können. Es giebt sogar auch Weiber auf dem Lande, die sichs zum größten Ruhm rechnen, den Männern alles zu Pferde nachzuthun. Knaben von 9 Jahren sitzen im Wettrennen, welches auf dem Lande sehr gebräuchlich ist, auf den Pferden, und es ist etwas sehr seltenes, daß sie herabfallen. Die Landleute

sind

sind in Chile von starker Bildung, beherzt, und sehr gut zu Soldaten, besonders die Mestizen, das ist, solche, die von einem spanischen Vater und einer indianischen Mutter gezeugt sind.

XIII. Die Städte und Flecken, welche die Spanier in Chile gebauet haben, bestehen aus geraden und rechtwinkelicht sich durchkreuzenden Straßen, dermaßen, daß sie alle zum Theil nach Osten und Westen, und zum Theil nach Mittag und Norden gehen, und 36 Schuh breit sind. Die Häuser sind von Backsteinen, und mit Ziegeln gedeckt, wie in Europa; aber meistens nur ein Stockwerk hoch, wegen der öftern Erdbeben. Der vordere Theil auf den Straßen ist meistens zu Kramläden zugerichtet; und ehe man zu der Wohnung des Hausherrn kommt, muß man durch einen Vorhof gehen. Die Wohnung bestehet meistens in einem großen Saal, in einem Vorzimmer, in einem andern Zimmer, und in einer Kammer für die Mägde. Das Vorzimmer hat zwey große Fenster mit eisernen und vergoldeten Gittern, die auf den Hof gehen. Bey Tage wohnen die Weiber darin, und man empfängt daselbst die Besuche. Unter den Fenstern erhebt sich 6 bis 7 Zoll hoch ein Gerüst von Brettern, welches die Hälfte des Zimmers einnimt, mit Fußdecken belegt; worauf das Frauenzimmer entweder auf Küssen, oder Bänckchen, die mit Sammet überzogen sind, sitzt. Auf dasselbe darf

keine

keine Mannsperson steigen, es sey denn daß sie einen vertraulichen Umgang mit dem Frauenzimmer habe. Nach der Wohnung des Hausherrn folgt der Garten, welcher durch Kanäle, die durch alle Häuser geleitet sind, bewässert werden. Ringsum den Garten sind Küche, Ställe, Wagenschupfen, und was das Bedürfniß des Hauses erfordert. Die Häuser der Reichen sind wie in allen Ländern mit kostbaren Mobilien ausgeschmückt. Ihre Kutschen werden von Maulthieren gezogen, und Negern mit silbernen Halsbändern tragen ihre Livreen.

XIV. In den Hauptkirchen findet sich ein großer Reichthum an kostbarem Schmuck und Gefäßen. In der Hauptstadt sind einige Kirchen von schöner Architektur. Der Dom ist ganz aus weißen Quaderstein, und 450 Schuh lang gebauet. Die Dominikanerkirche ist zwar kleiner, bestehet aber ganz aus dem nemlichen Stein. Die ehemalige Jesuiterkirche ist von guter Architektur, ob sie gleich aus Backsteinen gebauet ist. Sie hat einen sehr hohen Thurm von angestrichenem Holz, mit 12 schönen Glocken, an dessen vier Seiten der Zeiger einer schlagenden Uhr ist. Er ist wegen der öftern Erdbeben von Holz. Weil es überhaupt an guten Baumeistern fehlt, so sind die übrigen Kirchen in Chile von gemeinem Bau.

XV. Die Chilischen Spanier handeln: 1) mit den Europäischen Spaniern, denen sie Leinwand,

wand, wollene Tücher, seidene, goldene und silberne Zeuge, Eisen, Glas ꝛc. abkaufen, und Gold, Silber, Kupfer, Vicogne-Wolle, und Leder dagegen vertauschen: 2) mit den Peruanern, welche mit 20 oder 21 Schiffen jährlich meistens dreymal dahin kommen, und 224 tausend Fanegen *) Getreide, 8000 Arroben Wein, **) 5000 Fässer Schmeer, 1000 Centner dürres Fleisch, 48000 Centner Talch, 12000 Schuhsohlen, 50000 Korduan Häute, 1500 Centner Taue und Stricke, 30000 Centner Kupfer, 3000 Säcke Cocos, 17500 Pfund Mandeln, 4000 Säcke Nüsse, eine große Menge Hülsenfrüchte, jeder Gattung ungefehr 9500 Speciesthaler an Werth, viele Kisten trockne Obstfrüchte, Lattwerge, Safran, Alaun, Harz, Schwefel, Schinken, Talchlichter, medicinische Kräuter, eine große Menge Indianische Mäntel (Ponchos), eine beträchtliche Menge Holz, besonders aus den Inseln des Archipelagus Chiloe, woher auch jährlich 100000 Bretter Allerzeholz, und 600 andere zu Kutschen nach Peru ausgeführt werden, und viele Pferde und Maulthiere. Hingegen bringen die Peruaner nach Chile gemünztes und verarbeitetes Silber, Zucker, Honig, Reis, Baumwolle, allerley Gattungen von Boy; 3) mit Buenos-Ayres und Paraguai in Ansehung der Provinz Cujo, wohin sie jährlich

*) Eine Fanega wiegt 160 Pfund.

**) Eine Arrobe enthält ungefehr 32 kleine Maas.

jährlich 33000 Arroben Aquavit, 247000 Wein, gedörrte Obstfrüchte &c. schicken, und baares Geld, das Kraut Paraguai und Wachs dagegen erhalten.

XVI. Neben dem auswärtigen ist auch der inländische Handel zwischen den Provinzen sehr beträchtlich. *) Das feste Land versiehet die Inseln des Archipelagus Chiloe mit Wein, Aquavit, Honig, Zucker, Toback, Paraguaikraut, Salz, langen Pfeffer; und erhält dagegen allerhand schönes Holz, leinen Tischtücher, gestickte Mäntel (Ponchos) Sardellen, Schinken, welche wegen ihres besonders guten Geschmacks auch von den Peruanern sehr gesucht werden. Aus den Häfen Concepcion und Valparadiso wird Valdivia mit Mehl, gedörrtem Fleisch, Wein, und andern nothwendigen Lebensmitteln, die ungefehr dem Weth von 36000 Speciesthaler betragen, versehen. Die Provinz Maule treibt mit den Araukern und andern Wilden einen Tauschhandel, und liefert ihnen Eisenwerk, Gebisse, Werkzeuge zum Schneiden, Getreide und Wein; und erhält dagegen ungefehr 40000 Indianische Mäntel (Ponchos), Hornvieh, Pferde, Straußfedern, schön gearbeitete Körbe, und andere der-

*) Hier rechnet sichs der Adel zur Ehre, Handel zu treiben. Unter der Sammlung der Indianischen Gesetze findet sich eins, worin der König erklärt, daß der Handel weder dem Adel noch dem militärischen Avanzement nachtheilig seyn soll.

dergleichen Kleinigkeiten, nie aber Gold; obgleich das Land der Wilden einen Ueberfluß daran hat, welches sie weder ausgraben, noch den Spaniern bekannt machen. Obgleich der Tauschhandel mit ihnen verboten ist, so schleichen sich doch die Spanischen Bauern durch heimliche Wege in ihr Land, gehen von Hütte zu Hütte, und setzen auch auf Kredit ihre Waaren bey ihnen ab; denn sie halten ihr Wort heilig. Die Pehuenches kommen jedes Jahr aus ihren Gebirgen in verschiedenen Oertern der Provinz Maule einen Jahrmarkt, welcher über einen Monat dauert, zu halten, und sehr weißes Salz, Theer, Gips, Wollen, Pferde, Häute, und verschiedene Kleinigkeiten abzusetzen.

XVII. Man hat in Chile kein Kupfergeld. Alles Geld ist entweder von Gold oder Silber. Unter den silbernen Münzen ist der spanische Medio-real (ungefehr 2 Groschen) die geringste. Die übrigen sind der Real, Stücke zu 2 und zu 4 Reales, und Peso (ein halber Dukaten). Die goldenen Münzen sind Escudo (ein halber Dukaten), und Stücke die diesen Werth 2, 4 und achtmal enthalten; und der Doblon, welcher 8 schwere Dukaten gilt. Maaß und Gewicht sind jenem zu Madrit fast ganz gleich.

XVIII. Chile ist in Ansehung der kirchlichen Regierung in zwey sehr weitläuftige Kirchsprengel

oder Bisthümer getheilt, nemlich in jene zu S. Jago und Concepcion, wo die Bischöfe, welche des Erzbischofs zu Lima Suffraganten sind, residiren. Der Kirchsprengel des Bischofs zu S. Jago, welcher um zehn Jahr älter als jener ist, erstreckt sich von den Peruanischen Grenzen bis zum Fluß Maule unter dem 35 Grad der südlichen Breite, und begreift noch die Provinz Cujo, welche dis- seits der Andes liegt. Das Bisthum von Con- cepcion, welches sonst zu Imperial seinen Sitz hatte, fängt bey dem gesagten Fluß Maule an, und er- streckt sich nicht nur auf den Ueberrest des festen Landes, sondern auch auf das Inselmeer Chiloe, und die zwo Fernandes-Inseln. Die Einkünfte der Bisthümer und Domkapitel bestehen im Zehn- ten. Daher kommt es, daß das Einkommen des Bisthums S. Jago, welches sich auf 23000 Spe- ciesthaler beläuft, viel reicher, als jenes zu Con- cepcion ist; weil unter diesem viele Wilde woh- nen, die keinen Zehnten abtragen. Die Dom- kapitel beider Bisthümer wurden anfänglich für eine hinreichende Anzahl Domherrn gestiftet; dennoch sind ihrer wenige wegen der Ungewißheit der Einkünfte. Die Kathedralkirche zu S. Jago hat jetzt fünf Dignitäten und sechs Kanonikate, deren vier vom Könige benannt, und die zwey übrigen mit den zween besten Theologen, oder Kanonisten, durch die Wahl des Kapitels besetzt werden. Die Kirche zu Concepcion hat nur zwo

Digni-

Dignitäten, und eben so viele Kanonikate, von welchem eins vom Könige besetzt wird. Die Pfarreyen dieser Bisthümer sind so weitläuftig, daß viele derselben sich wohl über 30 italiänische Meilen erstrecken, welches theils dem Mangel an Priestern, und theils der geringen Anzahl Einwohner in einer so weiten Strecke zuzuschreiben ist. Die Mönche, die sich hier festgesetzt haben, sind die Franciscaner, Dominikaner, Augustiner, die Väter von der Erlösung der gefangenen Christen, und die barmherzigen Brüder. Die letztern machen noch keine vollkommene Provinz aus, und sind noch zur Zeit einem Commissario, dem sie in Peru haben, untergeordnet. Die Jesuiten hatten hier eine Provinz. Das Inquisitionsgericht unterhält in Chile einen Commissar mit den dazu gehörigen Bedienten, welcher dem General-Inquisitor, der in Peru residirt, untergeordnet ist.

XIX. Der Kriegsstand bestehet hier in einem General-Kapitän, welcher zugleich königlicher Statthalter und Präsident ist, und in drey andern Stabs-Officiren, welche sind, ein Maitre de Camp, ein Sergant major, und ein Comissar. Der erste residirt in der Hauptstadt, der zweite zu Concepcion, der dritte in der Festung Jumbel, unweit dem Fluß Biobio, und der vierte in der Festung Arauco. Nach diesen kommen

noch vier Guverneure in den Häfen Valparadiso und Valdivia, in den Inseln Chiloe und in den Fernandes-Inseln, welche in allen militär und bürgerlichen Dingen vom General-Kapitän abhängen. Der König unterhält in Chile ein ansehnliches Kriegsheer; theils seine Besitzungen wider die Arauker zu beschützen, theils auch die Seeplätze und Inseln vor einem jeden Angrif zu Wasser in Sicherheit zu stellen. Neben den besoldeten Truppen sind auch die Bauern der Provinzen in verschiedenen Kompagnien getheilt, welche ihren Kommissaren, Hauptleuten und andern Officiren untergeordnet sind, und im Fall der Noth Kriegsdienste thun.

XX. Die bürgerliche Regierung wird verwaltet, 1) von einem Präsidenten und Statthalter, welcher, wie gesagt worden ist, General-Kapitän der königlichen Truppen ist; 2) von dem höchsten Rath, welcher Audienzia reale betitelt wird, und die letzte Instanz ist, wovon nur im Fall, daß der Gerichtshandel eine Summe von 10000 Speciesthaler betrift, an den höchsten Indianischen Rath appellirt werden kann. Die Audienzia reale bestehet aus dem Präsidenten, aus vier Oidores genannten Räthen, aus einem Fiscal, einem Kanzler (Alguazile), und einem Protektor der Indianer. Alle Todesurtheile müssen von diesem Rath unterschrieben seyn; 3) von

einem

einem Finanzrath (Hazienda), welcher bis 1768 dem Vizekönig in Peru untergeordnet war, und einen Intendanten, den ältesten der königlichen Räthe, den Fiscal, und zween Schatzmeister zu Mitgliedern hat; 4) von dem Gericht der Cruzada, welches von einem Commissar, von dem ältesten des königlichen Raths, vom Fiscal und einem Schatzmeister verwaltet wird; 5) von einem Rath, welcher über die Austheilung ungebaueter Länderenen gesetzt ist; 6) von einem Commerzienrath (Consulado), welcher über alles, was zu diesem Fach gehört, die oberste Aufsicht hat. Alle übrige Bedienungen des ganzen Landes hangen von den gesagten sechs höchsten Aemtern ab.

XXI. Was aber die unmittelbare Verwaltung der Gerechtigkeit in den Städten angehet, so ist in einer jeden Stadt ein Cabildo genannter Magistrat von vier und mehrern Beisitzern (Regidores), von zween Alcaldes, oder Richtern, einem Fahnenträger, einem Anwald, einem Alguazil, einem Provinzialrichter und zween Sekretären. Das Land selbst ist in vierzehn, und wenn man den Archipelagus Chiloe, die zwo Fernandes-Inseln und die Provinz Cujo darzu rechnet, in siebenzehn Provinzen eingetheilt, wovon einer jeden, Valdivia und die Fernandes-Inseln ausgenommen, ein Corregidor vorstehet,

 welcher

welcher in dem Cabildo seiner Residenz den Vorsitz hat. Wir wollen diese Provinzen von Norden gegen Süden kurz durchgehen, und die Stärke ihrer Bevölkerung und ihre vornehmsten Produkte anzeigen.

Die Spanischen Provinzen in Chile.

I. Copiapò.

XXII. Diese Provinz grenzt gegen Norden an die Peruanischen Wüsten, gegen Osten an die Andes, gegen Süden an die Provinz Coquimbo, und gegen Westen ans Weltmeer. Ihre Länge von Mitternacht gegen Mittag beläuft sich ungefehr auf 100 Seemeilen, und ihre Breite von Sonnenaufgang bis zu Sonnenniedergang auf 44. Sie wird von den Flüssen Salado, Copiapò, wovon sie den Namen hat, Castagno, Totoral, Quebradahonda, Guasco und Chollai bewässert, und ist reich an Gold, Lapislazzuli, Schwefel und Krystallsalz, welches man fast in allen Bergen, die gegen Osten an sie grenzen, antrift. Ihre Hauptstadt ist Copiapò unter dem 26°, 50' der südlichen Breite, und dem 305°, 5' der Länge. Sie enthält eine Pfarrkirche, ein Kloster der Väter von der Erlösung und ehemaliges Kollegium der Jesuiten. Am Fluß Guasco finden sich die Oerter Santa Rosa und Guasco-Alto, wovon der erste $2\frac{1}{2}$ Meilen vom Meer, und der zweite nicht

nicht weit vom Gebirge Andes liegt, beide unter 29° der Breite. Diese Provinz hat zwey Seehäfen an den Mündungen des Copiapò und des Guasco, welche Flüsse denselben die Benennung geben.

II. Coquimbo.

XXIII. Die Provinz Coquimbo grenzt auf ihrer nördlichen Seite an Copiapò, auf der östlichen an die Andes, gegen Südosten an Acongagua, gegen Südwesten an Quillota, und gegen Westen ans Meer. Sie ist 45 Seemeilen lang und 40 breit, und wird von den Flüssen Coquimbo, Tongoi, Limari und Chuapa durchströmt. Sie ist reich an Gold, Kupfer, Eisen, Wein, Oliven und andern sowohl inländischen als europäischen Früchten. Ihre Hauptstadt ist Coquimbo, die auch Serena genannt wird, und 1544 von Pedro Valdivia am Fluß Coquimbo unter 29°, 49′ der Breite und 304°, 32′ der Länge gestiftet worden ist. Sie wird von vielen alten und adelichen Geschlechtern bewohnt. Ihre Felder grünen zu allen Zeiten, ob es gleich selten hier regnet; und das Klima ist überaus mild. Die Engländer haben sie oft verwüstet. Sie enthält neben der Pfarrkirche die Klöster und Kirchen der Dominikaner, Franziskaner, Augustiner, der Väter von der Erlösung, der barmherzigen Brüder und der ehemaligen Jesuiten. Diese Provinz hat zwey

 Hafen,

Hafen, Coquimbo und Tongoi, deren erster an der Mündung des gleichnamigen Flusses anderthalb Meilen von dieser Stadt entfernt ist, und jährlich von einigen Peruanischen Schiffen besucht wird; der andern aber an den Grenzen der Provinz Quillota liegt.

III. Quillota.

XXIV. Diese Landschaft grenzt nordwärts an Coquimbo, ostwärts an Aconcagua, gegen Süden an Melipilla, und gegen Westen ans Meer. Sie erstreckt sich nicht über 25 Meilen in der Länge, und nicht über 16 in der Breite. Die Flüsse Longotoma, Ligua, Aconcagua und Limache bewässern sie. Sie ist eine der reichsten an Gold und Einwohnern. Auch werden ihr Hanf und ihre Aepfel sehr werth geschätzt. Die Hauptstadt heißt Quillota, oder S. Martino, und liegt unter 32°, 56′ der Breite und 304°, 20′ der Länge, in einem sehr angenehmen Thal, welches der Fluß Acongagua bildet. Neben der Pfarrey finden sich zu Quillota noch die Klöster der Dominikaner, Franziskaner, Augustiner, und ein ehemaliges Kollegium der Jesuiten. Auch enthält die Provinz die bewohnten Oerter Plazza, Plazilla, Ingenio, Casablanca und Petorca. Der letztere ist wegen der vielen Bergknappen, welche in den dasigen reichen Goldgruben arbeiten, sehr bevölkert, und liegt am Fluß Longotoma

unter

unter 31°, 30′ der Breite und 305° der Länge. Diese Provinz hat viele Seehafen, unter welchen Papudo, Quintero, l'Erradara, Concon und Valparaiso die vornehmsten sind. Die vier ersten werden nicht viel besucht.

Es ist kein Hafen in ganz Chile, wo so viel Handel getrieben wird, als Valparaiso oder Valparadiso. Er ist der Sitz des Handels mit Peru und Spanien, und liegt unter 33°, 2′36″ der Breite und 304°, 11′ 45″ der Länge. Der Hafen ist sehr weit, und so tief, daß auch die schwersten Schiffe bis ans Land kommen können. Die Bevölkerung ist daselbst sehr beträchtlich, nicht nur wegen des Handels, sondern auch wegen des sanften Klima. Der dasige Guverneur hängt unmittelbar vom königlichen Präsidenten ab, und befiehlt sowohl in bürgerlichen als Militärsachen. Es finden sich hier ein ehemaliges Kollegium der Jesuiten, Klöster der Dominikaner, Franziskaner, Augustiner, Väter von der Erlösung, und eine Pfarrkirche. Ungefehr eine Stunde von Valparaiso am Strande des Meers liegt der Flecken Almendral, welcher wohl bevölkert ist.

IV. Aconcagua

XXV. liegt zwischen den Provinzen Coquimbo, Quillota, Santiago und dem Gebürge, und ist weder breiter noch länger als die Provinz

Quillota; hat auch die nemlichen Flüsse. Sie ist fruchtbar an Getreide und Obst, und aus ihren Bergen wird viel Kupfer gegraben. Die berühmten Silbergruben Uspallata liegen neben ihr in dem Gebürge. Ihre Hauptstadt Aconcagua, oder S. Filippo el Reale liegt unter 32°, 48′ der Breite und 305°, 50′ der Länge. Neben der dasigen Pfarrkirche haben auch die Dominikaner, Augustiner und die Väter von der Erlösung ihre Kirchen und Klöster. Auch hatten die Jesuiten hier ein Kollegium mit einer Kirche. Unweit von den Andes liegt das Dorf Curimon, wo die Franziskaner der strengern Observanz ein zahlreiches Kloster haben.

V. Melipilla.

XXVI. Diese Provinz grenzt gegen Norden an Quillota, gegen Osten an Santiago, gegen Süden an den Fluß Maipo, welcher sie von der Landschaft Rancagua trennt, und gegen Westen an das Meer. Ihre größte Breite von Osten gegen Westen erstreckt sich auf ungefehr 25 Meilen. Sie wird von den Flüssen Mapochò und Poangue durchströmt, und hat Ueberfluß an Wein und Getreide. Melipilla, oder S. Joseph de Logronno, welche nicht weit vom Fluß Maipo unter 33°, 32′ der Breite und 304°, 45′ der Länge liegt, ist die Hauptstadt dieser Provinz. Sie ist nicht stark bevölkert, so schön und fruchtbar auch

auch ihre Lage ist, weil der größte Theil ihrer Feldflur den Einwohnen zu Santiago gehört, und die Reichern in der nahen Hauptstadt des Reichs ihr Geld lieber verzehren wollen. Dem ungeachtet finden sich hier neben der Pfarrey, Klöster der Augustiner, der Väter der Erlösung, und der ehemaligen Jesuiten. Nicht weit vom Fluß Mapocho liegt der Flecken S. Franzisko del Monte, so genannt von einem alten Franziskaner-Kloster, bey welchem sich viele arme Familien niedergelassen haben, die diesen Ort bewohnen; jedoch finden sich in diesem Distrikt verschiedene Landhäuser reicher Herrn von Santiago; und nicht weit davon, wo die Maipo sich ins Meer ergießt, ist der Hafen S. Antonio, welcher zur Zeit der Eroberung sehr besucht wurde; seitdem aber sich der Handel nach Valparadiso gezogen hat, ganz verlassen ist.

VI. Santiago oder S. Jacob.

XXVII. Diese Provinz grenzt nordwärts an Aconcagua, gegen Osten an die Andes, gegen Süden an den Fluß Maipo, und an Milipilla gegen Westen, und erstreckt sich 15 Meilen von Westen gegen Osten, und 12 von Norden zu Süden. Neben den Flüssen Mapocho, Colina, Lampa und einigen schönen Bächen hat sie auch einen zwey Meilen langen See, Namens Pudaguel. Sie ist der fruchtbarste Theil in ganz Chile. Sie bringt

bringt Weitzen, Wein und Obst, worunter sich die Pfirsche an Größe und Geschmack besonders auszeichnen, in Ueberfluß hervor. Die Berge Caren sind überaus reich an Gold, und die Andes an Silber. Aber ihren größten Vortheil ziehet sie von der Hauptstadt des Reichs, welche 1541 von Pedro Valdivia gebauet wurde.

Diese schöne Stadt, welche Santiago, oder S. Jacob genannt wird, liegt unter dem 33°, 31′ der südlichen Breite, und dem 305°, 40′ der Länge, in einer weiten und angenehmen Ebene, auf dem südlichen Ufer des Mapocho, welcher sie von den Vorstädten Chimba, Canadilla, und Renca trennt, und sie durch unendlich viele Kanäle, welche durch alle Häuser gehen, bewässert. Auf beiden Ufern dieses Flusses sind steinerne Dämme gebauet, die Ueberschwemmung zu verhindern, und eine schöne Brücke, welche die Vorstädte mit der Stadt vereiniget. Die Stadt ist 30 Meilen vom Meer, und 7 Meilen von dem eigenthümlichen Gebirge Andes entfernt, welches durch die Höhe seiner weißen Gipfel die Schönheit der Lage dieser Stadt um ein großes vermehrt. Ihre Straßen sind wie in allen andern Städten und Flecken 36 geometrische Fuß breit, grade und rechtwinkelicht durchschnitten. Sie hat einen viereckigten Marktplatz, von welchem eine jede Seite 450 Schuh lang ist, und in dessen Mitte ein

ein schöner Springbrunn von Kupfer stehet. Die nördliche Seite desselben ist von den Pallästen des Präsidenten, der Audienzia, und von dem Rathhause der Bürgerschaft, unter welchem die öffentliche Gefängnisse sind, eingenommen. Gegenüber stehet der Pallast des Grafen von Sierrabella, auf der westlichen Seite der Dom und die bischöfliche Wohnung; und auf der östlichen sind drey Häuser, welche Privat-Einwohner zugehören. Die Ansehnlichsten unter den Gebäuden sind der Dom, die Kirche der Dominikaner, und jene des ehemaligen größten Kollegiums der Jesuiten. Die privat Häuser sind ziemlich schön, und wegen der öftern Erdbeben nur ein Stockwerk hoch. Neben den Vorstädten, welche jenseits des Flusses sind, ist hier noch eine auf der Mittagsseite der Stadt, von welcher sie vermittelst einer Straße, welche Canada heißt, und viermal breiter als die übrigen Straßen ist, abgesondert wird. Im östlichen Theil der Stadt erhebt sich ein Hügel, Santa Lucia genannt, welcher den ersten Spaniern zu einer Festung wider die Indianer diente. Der Einwohner sind ungefehr 46000, welche Anzahl wegen des großen Handels, der hier getrieben wird, von Tag zu Tag merklich zunimmt. Demungeachtet sind hier nur vier Pfarreyen, nemlich der Dom, S. Anna, S. Isidoro, und Renca. Dagegen sind der Klöster desto mehr; denn die Dominikaner haben ihrer zwey, die Franziskaner

vier,

vier, die Augustiner zwey, die Väter der Erlösung zwey, die barmherzigen Brüder eins mit einem Hospital. Die Jesuiten hatten hier drey Collegien mit öffentlichen Schulen, wo auch die höhern Wissenschaften gelehrt wurden, und ein Haus, welches zu den geistlichen Exercitien bestimmt war. Es sind hier auch 7 Nonnenklöster, ein Zuchthaus für Weiber, ein Waisenhaus, ein adeliches Kollegium, welches ehedem unter der Aufsicht der Jesuiten war, ein bischöfliches Seminarium, eine königliche Universität, eine Münze, ein Quartier für die Soldaten und Dragoner, welche zur Sicherheit der Stadt, und zur Leibwache des Präsidenten dienen. Neben den höchsten Aemtern, wovon schon Erwehnung geschehen ist, ist hier noch wie in allen Städten ein besonderer Magistrat, welcher aus 12 Regidores bestehet, nebst andern Aemtern, die allen Städten gemein sind. In dieser Hauptstadt blühet ein zahlreicher Adel, der hier mit allen den Titeln und Ordenzeichen prangt, die in Kastilien üblich sind. Es war dieß der Geburtsort Sr. Exellenz Don Ferdinando Andia Irarrazabal, Marquis zu Valparaiso und Grand d'Espagne, *) dessen Geschlecht nicht nur hier, sondern

*) Er war unter Philipp IV. Stadthalter der Kanarischen Inseln, Vizekönig des Königreichs Navarra, und General Kapitain der spanischen Armee in dem Kriege zwischen Frankreich und Spanien.

sondern auch in Spanien blühet. Weil hier von allen Provinzen, als zu ihrem Mittelpunkt, die Bedürfnisse eines bequemen Lebens zusammenfließen, so macht sie der Ueberfluß wohlfeil.

VII. Rancagua.

XXVIII. Die Provinz Rancagua ist zwischen den Flüssen Maipo und Cachapoal eingeschlossen, und gehet von den Andes bis zum Meer. Jedoch ist ihre Ausdehnung von einem Fluß zu dem andern ungleich; da sie sich in einigen Gegenden auf 17 und in andern nicht über 8 Meilen erstreckt. Sie wird von den Flüssen Codegua, Chocalan, und andern kleinern Strömen bewässert, und hat über das noch die Seen Aculeu und Bucalemu. Der erste liegt fast im Mittelpunkte der Provinz, und hat ungefehr 5 Meilen im Umfang. Der zweite ist nahe am Meer, und hat 6 bis 7 Meilen in der Länge. In einer geringen Entfernung ist noch ein anderer Salzsee, welcher eine beträchtliche Menge Salz liefert. Wodurch sich sonst diese Landschaft auszeichnet, das ist ihr Ueberfluß an Getreide. Ihre Hauptstadt heißt S. Cruz de Trianna oder Rancagua, welche unter dem 34° der Breite und dem 305°, 32′ der Länge liegt. Sie enthält eine Pfarrkirche, ein Kloster der Franziskaner, und ein anderes der Väter der Erlösung. Algue, ein Flecken, welcher 5 Meilen von der Haupt-

Hauptstadt gegen das Meer liegt, ist wegen seiner reichen Goldgrube merkwürdig.

VIII. Colchagua

XXIX. liegt zwischen den Flüssen Cachapoal und Teno, und zwischen den Andes und dem Meer. Von Norden gegen Mittag ist sie ungefehr 25 Meilen lang, und von den Andes bis zum Meer gegen 14 Meilen breit, und wird von den Flüssen Rioclarillo, Tinguiririca, und Chimbarongo durchströmt. Auch hat sie die zwey großen Seen Taguatagua und Caguil, wovon der erste voll schwimmender Inseln und der zweite reich an schmackhaften Tellinen ist. Das Erdreich dieser Provinz ist fruchtbar an Getreide, Wein, Obst, und Gold. Sie war ehedem ein Theil des Landes der Promaucaer, das ist, des Volks der Freuden, welches wegen der Schönheit des Landes so genannt wurde. Ihre Hauptstadt ist San Ferdinandez, gestiftet im Jahr 1742 nicht weit von dem schönen Fluß Tinquiririca unter dem 34°, 18′ der Breite, und dem 305°, 30′ der Länge. Neben der Pfarre, sind hier ein Franziskaner-Kloster, und ein ehemaliges Jesuiter-Kollegium. Die Provinz enthält noch die Flecken Rioclarillo, Malloa und Roma.

IX. Maule.

IX. Maule.

XXXII. Diese Landschaft grenzt gegen Norden an Colchagua, gegen Osten an die Andes, gegen Süd-Osten an Chillan, gegen Süd-Westen an Itata, und gegen Westen ans Meer, und hat 44 Meilen in der Länge, und 40 in der Breite. Die Flüsse, welche sie bewässern, sind Lontue, Rioclaro, Pangue, Lircai, Huenchullami, Maule, welcher ihr den Namen giebt, Putagan, Achiguenu, Longavi, Loncomilla, Purapel und andere geringere Flüsse. Sie ist nicht weniger, als die vorige, reich an Getreide, Wein, Obst, Gold, Salz, Vieh, und sowohl an Meer- als Flußfischen. Hier werden die besten Käse in Chile gemacht, welche weder dem holländischen noch dem Parmesan-Käse an Güte etwas nachgeben. Die Einwohner, welche zum Theil von den tapfern Promaucaern abstammen, sind beherzt, stark, und gute Soldaten. Die Hauptstadt ist Talca, oder S. Augustin, welche 1742 am Fluß Rioclaro unter dem 34°, 47′ der Breite, und dem 304°, 45′ der Länge gestiftet worden ist. Sie hat bisher an Bevölkerung sehr zugenommen, theils wegen der reichen Goldgruben in den Bergen ihres Distrikts, theils auch wegen des wohlfeilen Preises der Lebensbedürfnisse; weswegen viele Adeliche, die in der Hauptstadt Santiago und zu Concepcion dem herrschenden Luxus nicht mehr folgen können, sich hier niedergelassen

 haben.

haben. Daher wird diese Stadt aus Spötterey die Kolonie der Verarmten genannt. Die Stadt enthält eine Pfarrey, und Klöster der Franziskaner, Dominikaner, Augustiner, der Väter der Erlösung, und ein Kollegium der ehemaligen Jesuiten. Die Provinz enthält noch die Flecken Curicò, Cauquenes, S. Saverio de Bella Ista, S. Antonio della Florida, Lora, und drey oder vier Dörfer, die von Indianern bewohnt sind. Curicò, welches in einer angenehmen Ebene am Fuß eines Hügels unter dem 34°, 24′ der Breite und dem 305° der Länge liegt, wurde 1742 erbauet. Es enthält eine Pfarrey, ein großes Franziskaner-Kloster von strengerer Observanz, und ein anderes der Väter der Erlösung der gefangenen Christen. Cauquenes wurde im nemlichen Jahr gestiftet, und liegt zwischen den zwey kleinen Flüssen Tutuben und Cauquenes unter 35°, 40′ der Breite und 304°, 30′ der Länge. Es findet sich daselbst nebst der Pfarrey ein Franziskanerkloster. S. Saverio de Bella Ista und S. Antonio della Florida wurde 1755 erbauet, das erste unter 35°, 4′ der Breite und 304°, 59′ der Länge, und das zweite unter 35°, 20′ der Breite und 304°, 41′ der Länge. Lora liegt nah an der Mündung des Flusses Mataquito, und ist von einer ansehnlichen Zahl Abkömmlingen der Promocaer bewohnet, und von einem Casique oder Ulmen regiert.

X. Ita-

X. Itata.

XXX. Die Provinz Itata liegt långst dem Meer zwischen den Provinzen Maule und Puchacai, und grenzt gegen Osten an Chillan. Von Osten zu Westen hat sie 13, und von Norden zu Süden 8 Meilen. Sie hat ihre Benennung vom Fluß Itata, welcher sie durchströmt. Ihr Erdreich bringt den besten Wein in Chile hervor, welcher von Concepcion benannt wird, weil die Weinberge meistens den Einwohnern dieser Stadt zugehören. Auch wird daselbst viel Gold aus den Bergen und dem Sande gezogen. Ihre Hauptstadt heißt Jesus de Coulemu, nahe bey der Mündung des Flusses Itata, welche 1743 unter 36°, 2′ der Breite und 303°, 42′ der Länge gestiftet worden ist.

XI. Cillan.

XXXI. Gegen Norden stößt diese Provinz an Maule, gegen Osten an die Andes, gegen Süden an Huilquilemu, und gegen Westen an Itata, und an Größe ist sie von der vorigen wenig unterschieden. Ihre Flüsse sind Nuble, Gato, Chillan, Diguillin und Dannicalquin. Weil ihr Distrikt durchaus ebenes Land ist, so werden viele Schaafheerden unterhalten, deren Wolle für die beste des Landes gehalten wird. Ganze Heerde Hämmel werden jährlich von hier

aus in andere Provinzen, sogar bis nach Copiapò, getrieben. Auch bringt das Land Getreide und Wein in Ueberfluß hervor. Die Hauptstadt ist S. Bartolomeo de Chillan unter 36° der Breite und 305°, 2′ der Länge, welche 1580 gestiftet worden ist. Die Arauker haben sie oft, und ein Erdbeben hat sie 1751 verwüstet. Der letzte Unglücksfall bewog die Einwohner, sie an einen andern nahen Ort, welcher den Ueberschwemmungen des Flusses weniger ausgesetzt ist, zu versetzen. Sie ist ziemlich wohl bevölkert, und hat dem ungeachtet nur eine Pfarrey. Nebst derselben finden sich hier auch Klöster der Franziskaner, Dominikaner, Väter der Erlösung, und ein gewesenes Kollegium der Jesuiten.

XII. Puchacai.

XXXVI. Diese Provinz ist nordwärts von Itata, ostwärts von Huilquilemu, gegen Süden vom Fluß Biobio, und gegen Westen vom Meer umgeben. Von Mitternacht gegen Mittag beträgt ihre Strecke 12, und von Aufgang bis zum Niedergang der Sonne 20 Meilen. Ihr Erdreich, welches vom Andalien und andern kleinern Flüssen bewässert wird, ist reich an Goldstaub, und an Erdbeeren, welche die größten in Chile sind. Ihre Hauptstadt, welche 1754 gestiftet wurde, liegt auf dem nördlichen Ufer des Biobio, unter 36°, 44′ der Breite und 303°, 48′ der

Länge.

Länge. In dieser Provinz liegt die Präfectur Concepcion, welche sich nicht weit außer der Stadt dieses Namens erstreckt.

Die Stadt Concepcion, welche dem Range nach die zweite ist, wurde 1550 von Pedro Valdivia unter 36°, 42′ 15″ der Breite und 303°, 23′ 30″ der Länge in einem angenehmen Thal am Meer erbauet. Sie blühete gleich von Anfang wegen des vielen Goldes, welches in ihrer Nachbarschaft ausgegraben wurde; aber 1554 wurde sie nach dem unglücklichen Treffen auf dem Berge Andalicano, oder Marigueno, von ihrem Guvernör Villagran, Nachfolger des Valdivia, und von den Einwohnern bey der Herannäherung des Lautaru verlassen, und von diesem in Asche verwandelt. Das nemliche that er im folgenden Jahr, nachdem sie wieder aufgebauet worden war. Don Garzia de Mendoza richtete sie 1558 wieder auf, und befestigte sie, nachdem er den Caupolicano einigemal besiegt hatte, auch hielt sie 52 Tage lang eine fürchterliche Belagerung von Antunecul, General des Toqui Antuguenu, aus, und erhielt sich in großem Glanz bis 1603, in welchem Jahr sie mit andern südlichen Städten der Spanier vom Toqui Paillamachu eingenommen und verbrannt wurde. Dem ungeachtet richtete sie sich wegen des großen Handels, den sie damals trieb, in kurzer Zeit wieder auf, und war schon wieder

zur vorigen Blüthe gelangt, als sie 1730 durch ein Erdbeben fast ganz umgestürzt, und zum Theil von dem Meer bedeckt wurde. Die Einwohner stellten sie zwar aufs neue wieder her; sie wurde aber 1751 zwischen dem 24 und 25 May durch ein Erdbeben verwüstet, und gänzlich vom Meer überschwemmt. Endlich entschlossen sich die unglücklichen Einwohner, welche sich auf den nahen Hügeln gerettet hatten, ihrer dreyzehnjährigen Zwietracht, von welcher so wohl, als von der Abneigung eines gewissen Präsidenten ihr ganzes Unglück entstanden war, ein Ende zu machen, und die Stadt auf eine 2 Meilen weit entfernte schöne Ebene, welche Mocha genannt wird, auf das nördliche Ufer des Flusses Biobio zu versetzen; wo sie von Tag zu Tag zunimt. Die politische Regierung dieser Stadt ist jener der übrigen Städte gleich. Ihr Corregidor ist zugleich das Oberhaupt im Kriegswesen; weil sich hier der vornehmste Theil der Truppen des Landes aufhält. Auch ist hier die königliche Kriegskasse, woraus nicht nur die hiesigen Truppen, sondern auch jene, die auf den Grenzen einquartiert sind, besoldet werden. Weil 1567 hier die erste Audienzia gestiftet worden ist, so ist der Präsident, der hier seinen Pallast hat, verbunden, sechs Monat im Jahr hier zu residiren. Seit 1603, da Imperial verwüstet wurde, ist Concepcion der Sitz eines Bisthums. Alle Mönchs-Orden, und

sogar

sogar die Nonnen des Trinitarier-Ordens, haben hier Klöster. Die Jesuiten lehrten ehedem in ihrem Kollegium die Humaniora, die Philosophie und Theologie, und hatten über das noch ein adeliches Consistorium unter ihrer Aufsicht, neben welchem noch ein bischöfliches Seminarium hier ist. Der Einwohner sind nach so vielen erlittenen Verwüstungen nicht mehr als 13000. Die Witterung ist hier in allen Jahrszeiten sehr sanft und mild, das Erdreich fruchtbar, und das Meer reich an allen Gattungen von wohlschmeckenden Fischen und Muscheln. Der Meerbusen oder Hafen ist geräumig; denn er erstreckt sich von Norden zu Süden auf $3\frac{1}{2}$ Meilen, und eben so weit von Osten zu Westen. Die schöne und fruchtbare Insel Quiriquina liegt in der Mündung des Hafens, und läßt nur zwey Zugänge in denselben offen, von welchen der östliche, Bocca grande genannt, beynahe eine ganze, und der westliche eine halbe Stundeweges breit ist. Der Hafen ist für jede Art Schiffe tief genug und sicher, besonders in der Gegend Talcaguano, die nicht weit von der neuen Stadt ist, und wo die Schiffe vor Anker liegen. Concepcion ist der Geburtsort des Herrn Firmino Carvajal, Grafen von Castillejo, welcher vor kurzem die Würde eines Grande in Spanien erhalten hat. Sein altes Geschlecht residirt in dieser Stadt.

XIII. Huilquilemu.

XXXIII. Diese Provinz wird gemeiniglich Estanzia del Rei (Besetzung des Königs) genannt, und liegt zwischen Chillan, dem Andesgebirge, dem Fluß Biobio und der Provinz Puchacai, welcher sie an Länge und Breite gleich ist. Sie wird von den Flüssen Itata, Claro, Laxa und Duqueco bewässert, und ist reich an Goldstaub und an köstlichem Muskatwein. Ihre Landleute sind tapfer und geübt in den Waffen, wegen der Kriege mit den benachbarten Araukern. Ihre Hauptstadt heißt Estanzia-del-Rei, oder S. Aloysius Gonzaga, und ist unlängst nicht weit vom Fluß Biobio unter dem 36°, 45′ der Breite und dem 303°, 48′ der Länge gebauet worden. Neben der Pfarrey hat sie ein ehemaliges Kollegium der Jesuiten. Die Streifereyen der benachbarten Arauker zu verhüten, haben die Spanier auf der nördlichen Seite des Grenzflusses Biobio die Festungen Jumbel, Tucapen, S. Barbara und Puren, und auf dem südlichen Ufer die festen Plätze Arauco, Colcura, S. Pedro, S. Juana, Nascimiento und Angeles.

XIV. Valdivia

XXXIV. ist von den übrigen spanischen Provinzen ganz abgesondert, und liegt mitten unter den Araukanischen Ländern, (die sich auf 70 Meilen

len in die Länge erstrecken) auf beyden Seiten des Flusses Valdiva bis ans Meer, dergestalt, daß sie gegen Mittag an die Cuncher grenzt, welchem Volk ihr südlicher Theil ehedem zugehörte, und 12 Meilen lang und 6 Meilen breit ist. Sie ist sehr reich an vortreflichem Holze, und an Goldstaub, welcher der reinste in ganz Chile seyn soll. Der Hauptort ist die berühmte Stadt, Festung und Hafen Valdivia, welche auf der südlichen Seite des gleichnamigen Flusses, unter 39°, 58′ der Breite und 303°, 2′ der Länge, drey Meilen vom Meer liegt. Pedro Valdivia stiftete sie 1551, legte ihr seinen Namen bey, und trug große Schätze Gold davon; wedurch viele Menschen gereitzt wurden, sich daselbst niederzulassen, und die Stadt gleich vom Anfang sehr volkreich wurde. Der Araukische Toqui Caupolicano I. belagerte sie zweymal vergebens; aber der thätige und tapfere Paillamachu überraschte sie 1599 mit 4000 Mann in einer Nacht, tödtete den größten Theil der Besatzung, die in 800 Mann bestand, verbrannte sie, und zog mit vielen Gefangenen, mit einer Million in Gold, welche dem König zugehörte, und mit großer Beute von Gütern der Einwohner, siegreich davon. Die Spanier, welchen sehr viel an dieser Besitzung gelegen ist, richteten sie wieder auf, und befestigten sie so sehr, daß der Arauker wiederholte Versuche nichts wider sie vermochten. Es gelang jedoch 1640 den Holländern, sich ihrer

 zu

zu bemeistern; mußten sie aber aus Mangel der Lebensmitteln, welche ihnen von den Araukern, womit sie ein Bündniß aufzurichten suchten, nicht geliefert wurden, verlassen. Als die Spanier mit einer Flotte dahin kamen, die Europäischen Feinde zu vertreiben, und den Ort verlassen fanden, nahmen sie ihn aufs neue in Besitz, und befestigten ihn besser als zuvor, mit vier Kastele auf beyden Seiten des Flusses, zwischen ihr und dem Meer, und mit einem andern auf der nördlichen Seite wider die Arauker. Seitdem ist sie von Seiten des Landes und des Meers vor allen Anfällen gesichert gewesen; ob sie gleich von Feuersbrünsten ein paarmal fast ganz eingeäschert worden ist. Der Hafen dieser Stadt wird von einem schönen Busen des Flusses gebildet, und ist in der Südsee der sicherste, geräumigste, und von der Natur am meisten befestigte. Die Insel Manzera, welche in der Mündung des Flusses liegt, bildet zwey Eingänge in den Hafen, welche auf den Seiten des Landes mit einer Krone unbesteiglicher und sehr befestigter Berge umgeben sind. Weil dieses die wichtigste der Spanischen Besitzungen im Südmeere ist, so wird jederzeit ein guter Soldat als Guvernör, der jedoch von dem königlichen Präsidenten abhängt, von den Spaniern dahin geschickt, welcher eine gute Anzahl Truppen, die Kommandanten der fünf Kastele, und andere Officiere unter seinem Kommando hat. Diese

zu besolden und zu unterhalten werden jährlich aus Peru 36000 Speciesthaler, und aus andern Chilischen Häfen die nothwendigen Lebensbedürfnisse geschickt. Neben dem Kollegium, welches hier die ehemaligen Jesuiten besaßen, und neben einer Pfarrey, haben die Franziskaner hier ein Kloster, und die barmherzigen Brüder ein königliches Hospital.

XV. Das Inselmeer Chiloe.

XXXV. Das Inselmeer Chiloe ist ein großer mit Inseln besäeter Busen, welchen das Südmeer bildet, indem es fast zirkelförmig bis an den Fuß der Andes weit ins Land dringt. Dieser Meerbusen erstreckt sich von 41°, 20′ bis 44°, 40′ der südlichen Breite, und von 303° bis 304°, 50′ der Länge. Der Inseln, die hier eingeschlossen werden, sind 47, deren 32 von Indianern und Spaniern bewohnt, die übrigen aber ohne Einwohner sind. Unter den bewohnten ist eine von beträchtlicher Größe; einige sind 12 bis 15 Meilen lang, und andere sind kleiner.

Die größte dieser Inseln ist Chiloe, welche dem ganzen Inselmeer, das ehedem Ancud hieß, ihren Namen mittheilt. Ihre westliche Seite liegt mit dem westlichen Ufer des festen Landes in einer Linie, und in der Mündung des großen Meerbusens, dergestalt, daß sie dahin nur zwey Eingänge

läßt,

läßt, von welchen der nördliche etwas mehr als eine Meile, und der südliche über 12 Meilen breit ist. Sie liegt zwischen 41°, 50′, und 44° der südlichen Breite, und hat ungefehr 60 Meilen in der Länge, und 20 Meilen in ihrer größten Breite. Sie ist, wie alle die übrigen Inseln, mit Bergen und undurchdringlichen Wäldern bedeckt. Außer der Herbstzeit, da es 15 oder 20 Tage helles Wetter ist, regnet es hier fast jederzeit, und wird für ein Wunder angesehen, wenn 8 Tage ohne Regen vorbeygehen. Die Luft ist daher immer feucht, und die Erde reich an Flüßen und Bächen. Dem ungeachtet ist die Luft wegen ihrer gemäßigten Wärme gesund. Aber die übermäßige Feuchtigkeit läßt das Getraide nicht gedeihen. Kaum erndten sie so viel Waitzen ein, als zum Unterhalt der Einwohner nothig ist. Türkisch Korn kommt sehr schlecht fort. Gersten, Bohnen, Quinoa, Erdäpfel, und der Lein gerathen ziemlich wohl, und unter den Gartengewächsen nur Kohl und Lauch. Die Weintrauben, und alles übrige Obst, (die Aepfel, und einige wilde Obstfrüchte ausgenommen) kommen nie zur Reife. An Rindfleisch, obgleich das feste Land reichlicher damit versehen ist, ist kein Mangel. Man trift hier zwar keine ganze Heerden von Pferden an, wie auf dem festen Lande; es ist aber fast niemand, der nicht mit ein oder zwey Pferden versehen sey. Die Esel sterben in kurzer Zeit, wenn sie vom festen Lande hierher

her gebracht werden; daher findet sich nicht ein Maulthier auf dem ganzen Archipelagus. Die Thiere, woran diese Insel ein Ueberfluß hat, sind die Schaafe und Schweine, womit sie einen großen Handel treiben. Ihre inländischen Thiere sind Gemsen, Fischottern, und eine Gattung schwarzer Füchse. Sie sind reich an wildem und zahmen Flügelwerk. Unter den wilden sind der Cague und Quethu merkwürdig. Der erste ist ungefehr so groß als eine Gans; hat aber einen kürzern Hals, und einen etwas längern Schwanz. Das Männchen ist mit einem rothen Schnabel, und mit gelben Füßen ganz weiß; aber das Weibgen hat schwarze Federn, die mit einem weißen Streif umgeben sind, gelbe Füße und Schnabel. Seine Eyer sind groß und weiß. Der Quethu ist so groß als eine zahme Endte, welcher er auch an Gestalt gleicht. Seine Federn sind aschenfärbig, wollicht, und sehr sanft. Seine Flügel sind sehr klein, und ganz ohne Federn und Haare, seine Augen braun, und sein Fleisch roth. Er legt sechs weiße Eyer in den Sand am Meerufer. Neben dem hat der Schöpfer alle diese Inseln mit einem erstaunlichen Reichthum von Fischen und köstlichen Muscheln, mit grauem Ambra, und mit vielem Honig, welches die Bienen in den Wäldern bauen, versehen. Das Holz ist hier unendlich mannigfaltig, und zum Bau der Häuser und Schiffe sehr gut.

XXXVI.

XXXVI. Dieses Inselmeer wurde 1558 vom Guvernör Don Garzia Mendoza entdeckt; man bekümmerte sich aber damals noch nicht um derselben Eroberung. Dieses geschah 1565 durch Don Martino Rui-Gamboa, welcher von 30 Mann Spanier begleitet, 70000 Einwohner auf diese Inseln antraf, dieselben ohne einigen Widerstand einnahm, und auf der größern die Stadt Castro und den Hafen Chacao bauete. Diese Insulaner blieben den Spaniern unterthan bis ins gegenwärtige Jahrhundert, da sie sich in Freyheit setzten. Sie wurden aber durch das weise Betragen des Don Pedro Molina, welcher von Concepcion dahin geschickt wurde, ohne viele Mühe zum vorigen Gehorsam gebracht. Ob sie gleich von den Einwohnern des festen Landes abstammen, und an Bildung, Sitten und Sprache von jenen nicht unterschieden sind, so sind sie doch überaus furchtsam und gelehrig. Sie sind scharfsinnige Köpfe, und alles was sie unternehmen, gehet ihnen gut von der Hand. Es giebt hier geschickte Tischler, Künstler in eingelegten Arbeiten, Drechsler, Lein- und Wollenweber, die letzten besitzen auch die Kunst, die feinsten Federn der Vögel unter die Wolle zu weben, und schöne Bettdecken daraus zu verfertigen, auch allerley Figuren von verschiedenen Farben in die Leinwand zu weben. Sie sind sehr zur Schiffahrt geneigt, und werden vortrefliche Matrosen. Ihre Boote, welche sie

Piragua

Pirague nennen, und womit sie bis nach Concep-
cion fahren, bestehen aus drey oder fünf dicken
Brettern, welche zusammengebunden, und mit
einem gewissen Baumharz verpicht sind. Sie
werden sowohl mit Ruderstangen, als vermittelst
der Segel in Bewegung gesetzt. Die Chilotes
geben ihren Kindern eine gute Erziehung, und
gewöhnen sie von Kindheit auf zur Arbeit. Wenn
man sie in ihrer Kindheit zum Studiren anhält,
so machen sie einen glücklichen Fortgang in Künsten
und Wissenschaften. In vergangenen Jahren
wurde in einem Dorf, Namens Conchi, eine Schule
gestiftet, welche von 150 Kindern besucht wurde,
die in einem Jahre nicht nur lesen, schreiben, und
rechnen, sondern auch die christliche Lehre, und die
spanische Sprache lernten. Diese ganze Nation
wurde in den ersten Jahren ohne viele Mühe zum
Christenthum bekehrt. Sie führen ein so frommes
Leben, daß der Geist der ersten Kirche unter ihnen
aufgelebt zu seyn scheint. Es haben sich auch
durch Ueberredung der Missionare einige Stämme
der Wilden aus den Magellanischen Ländern auf
diesen Inseln niedergelassen.

XXXVII. Die Spanier haben hier einen
Statthalter, welcher vom königlichen Präsidenten
in Chile abhängt, und im Hafen Chacao residirt;
einen Cabildo, oder Magistrat mit einem Corre-
gidor in der Stadt Castro, welcher zugleich Rich-
ter

ter der Indianer ist; und einem Kommandanten der Inseln Calbuco, welche in dem nördlichern Theil des Inselmeers liegen. Alle Inseln sind unter drey Pfarreyen getheilt, welche in dem Kirchsprengel Concepcion begriffen sind. Aber diese Bischöfe haben, außer einen, diese Inseln nie besucht. Es finden sich auf denselben 75 Flecken, die von Indianer, welche unter ihren Ulmenes stehen, bewohnt sind, wo in einem jeden die Jesuiten eine Kirche zu den Verrichtungen ihrer Mission hatten. Die zwey Hauptörter sind Castro und Chacao.

XXXVIII. Castro, der Hauptort des ganzen Inselmeers, liegt auf der östlichen Seite der Insel Chiloe, auf einem Busen, den hier das Meer bildet, unter 42°, 58′ der Breite, und 303°, 15′ der Länge. Alle Häuser sind daselbst, wie in allen übrigen Inseln, von Holz, und die wenigen Einwohner leben meistens auf ihren Gütern. Die hiesige Geistlichkeit bestehet in einer Pfarrey, in einem Franziskaner-Kloster, und in einem andern, welches von drey Vätern der Erlösung bewohnet ist. Der Hafen Chacao liegt fast in der Mitte der nördlichen Küste der Insel Chiloe auf dem großen Kanal, welcher auf dieser Seite die Insel von dem festem Lande trennt, unter 42° der Breite, und 303°, 37′ der Länge. Dieser Hafen ist von hinreichender Tiefe, und sehr wohl vor den

Winden

Winden verwahrt, obgleich der Eingang wegen der Ströme und Strudel, und wegen verborgener Steinklippen in der engsten Gegend desselben, sehr schwer ist. In diesem Hafen ist der einzige Sitz des Handels auf dem Inselmeer, welcher vermittelst vier oder fünf Schiffe geschiehet, die von Peru und Chile jährlich hier ankommen. Es ist aber ein purer Tauschhandel; weil das Gold auf diesen Inseln sehr rar ist. Der Cabildo, oder Magistrat zu Castro, hat das Recht, bey der Ankunft der Schiffe zwey Deputirten zu schicken, welche alle Waaren taxiren, und die Preise festsetzen, nach welchen sich die Kaufleute richten können. Der Hafen hat vor allen übrigen die Freiheit, daß die daselbst ankommenden und abgehenden Waaren keinen Zoll bezahlen.

Die Fernandes-Inseln.

XXXIX. Diese zwo Inseln sind ungefehr 130 Seemeilen von dem festen Lande Chile entfernt, und die eine, welche sich von Chile weniger entfert, wird de Tierra, und die andere de Fuera (weil sie mehr auswärts liegt) genannt. Beyde liegen fast unter dem nemlichen 33°, 42′ der Breite und dem 297°, 32′ der Länge. Die Insel de Fuera ist etwas über eine Stunde Weges lang, sehr hoch, und ringsum so tief, daß die Schiffe nirgends ankern können. Sie ist ein

steiler Berg, reich an schönen Bäumen und köstlichen Quellen, wie die Fischer, von denen sie besucht wird, versichern. Die Insel de Tierra ist ungefehr 2½ geographische Meilen lang, und eine gute Stunde Weges breit. Ihr Erdreich ist meistens bergicht, und von den Wasserströmen, die von den Bergen herabfallen, in vielen Gegenden zerrissen; übrigens aber ist es sehr reich an schönem Holz, z. B. an Sandelholz, an gelbem Holz, und an einer Gattung von Palmbäumen, welche Chonta genannt wird, und eine wohlschmeckende Frucht hervorbringt. Ihr Stamm, welcher sich in eine schöne schwarze Farbe verwandelt, ist hohl, wie Rohr, und so dicht, daß es dem Eisen an Härte nahe kommt. Der englische Admiral Anson, oder der Verfasser seiner Reise, beschreibt diese Inseln wie ein Paradies; er wußte aber nicht, daß ihr Erdreich so mit Würmern angefüllt ist, daß sie alles verderben. Das Meer dieser Inseln ist reich an Stockfischen, Meer-Heuschrecken, Seelöwen, Meerkälbern, und andern Seethieren, welche den Stof zu einem beträchtlichen Handel geben. Juan Fernandez, welcher sie entdeckte, theilte ihnen seinen Namen mit. Er brachte einige Ziegen auf die größere, welche sich so sehr vermehrten, daß sie dieselbe anfüllten. Da aber die Spanier nach dem Tode des Fernandez, welcher sich auf dieser Insel niedergelassen hatte, dieselbe verließen, brachten sie

Hunde dahin, die Ziegen aufzuzehren, damit sie ihren Feinden nicht zu Lebensmitteln dienten; aber die Hunde haben sie bisher nicht vertilgen können. Sie selbst haben ihre natürliche Wildheit und sogar ihre Stimme verlohren, daß sie nicht mehr bellen, und sich vor andern Hunden fürchten. Die Spanier fingen endlich an, die Wichtigkeit des Besitzes dieser Insel zu erkennen, und besetzten 1750 die Insel de Tierra mit einem neuen Pflanzvolk, und zwar am südwestlichen Hafen, der von Juan Fernandez den Namen hat. Der Präsident von Chile besetzt die Stelle des hiesigen Guvernörs mit einem der Hauptleute, die an den Araukanischen Grenzen in Besatzung liegen. Mehr gegen Süden ist hier noch ein anderer Seehafen, welcher von dem Engländer Anson, der hier mit seiner Flotte vor Anker lag, benannt wird, und vor den Winden nicht sicher genug ist.

XVII. Cujo.

XL. Obgleich die Provinz Cujo außer den Chilischen Grenzen liegt, so gebührt es doch, eine kurze Beschreibung davon zu geben. Sie grenzt gegen Norden an Tucuman, gegen Westen an die Pampas, oder Wüsten von Buenos-Ayres, gegen Süden an die Patagonischen Länder, und gegen Westen an das Gebirge Andes, welches sie

von Chile scheidet. Sie ist von Osten zu Westen 111 Meilen lang, und von Norden zu Süden ungefehr 110 breit, und liegt zwischen dem 29 und 35 Grad der südlichen Breite. Sie ist sowohl in der Witterung als an natürlichen Produkten von Chile ganz unterschieden. Der Winter ist zwar ohne Regen, aber doch sehr strenge. Im Sommer ist die Hitze sowohl des Nachts als bey Tage groß, und Donner- und Hagelwetter sehr gemein. In den westlichen Gegenden entstehen und verschwinden diese Ungewitter in Zeit einer halben Stunde, und die Sonne trocknet alsdenn die Feuchtigkeit in einem Augenblick. Daher können weder Kräuter noch Bäume gedeihen; es sey denn, daß sie durch Kanäle bewässert werden; alsdenn ist das Erdreich über alle Maßen fruchtbar. Alles europäische Obst und Getreide geräth hier sehr gut, und wird um einen Monat früher als in Chile reif. Die Weine, die hier gebauet werden, sind stark und voll Substanz.

XLI. Dieses Land wird nur von drey Flüssen bewässert, welche in den Andes entspringen, und sind, S. Juan, Mendoza und Tumujan. Weil die zwey ersten, welche ihren Namen von den Städten haben, die sie bewässern, auf einem ebenen Boden ohne merklichen Abhang fließen, so bilden sie nach einem Lauf von 25 oder 30 Meilen,

len, fast mitten in der Provinz, die berühmten Seen Guanacache, die sich über 50 Meilen von Norden gegen Süden erstrecken, und durch einen Kanal des Flusses Tunujan sich in den Pampas verlieren. Diese Seen sind reich an Forellen, und geben der Provinz alle das Salz, das sie verzehrt. Der östliche Theil der Provinz, Punta genannt, welcher von den Flüssen Conlara und Quinto und verschiedenen kleinern Strömen bewässert wird, ist von dem Ueberrest der Provinz ganz unterschieden. Hier ist das Feld mit den schönsten Bäumen bedeckt, und das Gras wächst hier so hoch, daß es hie und da die Pferde bedeckt; die Ungewitter sind aber hier heftiger, dauern einige Stunden, und sind mit sehr häufigen Regengüssen begleitet.

XLII. Unter den Bäumen dieses Landes findet sich eine ganz sonderbare Art von Palmbäumen, welche den Chilischen an den Zweigen und an der Frucht gleichen; von ihnen aber dadurch unterschieden sind, daß sie nicht über 18 Schuh hoch werden, und daß ihr Stamm von der Erde an mit grünen Aesten bedeckt ist. Die Blätter sind hart, und endigen sich so spitz, daß sie wie ein Degen stechen. Die Frucht gleicht an Gestalt einer Cocosnuß, enthält aber nichts, als gewisse runde und dichte Samenkörner, und hat nichts eßbares. Der Stamm dieses Baums

ist schwärzlicht, und geht leicht ab. Darauf folgen fünf oder sechs Häute, welche am Gewebe dem Leinwand, wie es aus den Händen des Leinwebers kommt, vollkommen gleichen. Die erste dieser Häute ist gelblicht, und so dick als Segeltuch; die folgenden werden immer feiner und weißer, dergestalt, daß die letzte dem Kammertuch gleicht, dem es aber an Dichtheit nicht beykommt. Die Faden dieses natürlichen Leinwands sind stark und geschmeidig, aber nicht so weich anzufühlen, als leinene Faden. In dieser Gegend findet sich auch in Menge der indianische Feigenbaum Opunzio, welcher die Cochenille ernährt. Die Landleute fangen dieses Insekt, indem sie es auf Nadeln spießen; woher es kommt, daß ihre rothe Farbe sehr ins Schwarze fällt. Das Bäumchen bringt auch eine wollichte Frucht von der Größe einer Pfirsche hervor, deren Fleisch eine unendliche Menge Körnchen, die denen der Feige gleich sind, und durch eine Art von Leim zusammenhängen, enthält. Diese Frucht ist süß und wohlschmekkend, und läßt sich erhalten, wenn sie in kleine Scheibchen geschnitten an der Sonne getrocknet wird. Der Baum, welcher die griechische oder türkische Bohne hervorbringt, wächst in der ganzen Provinz. Sie haben vier Gattungen desselben, von denen zwo eßbar sind; von den übrigen aber die eine den Pferden zum Futter dient, und die andere eine schwarze Dinte giebt. Es

wächst

wächst hier auch eine ganz besondere Blume, welche die Luftblume genannt wird, weil ihr Stengel keine Wurzel hat, und nie in der Erde steckt, sondern an die dürresten Felsen und Bäume sich herumwindet. Der Stengel ist einem Nelkenstengel gleich; aber die Blätter sind größer und dicker, und so hart, daß sie Holz zu seyn scheinen. Jeder Stengel bringt zwey oder drey weiße durchsichtige Blumen hervor, die an Form und Größe einer Lilie gleichen. Sie sind auch so geruchreich, als die Lilie, und bleiben zwey Monat am Stengel unverwelkt, und auch mehrere Tage, wenn man sie abschneidet. Was aber das wunderbarste dieser Pflanze ist, so bringt sie jährlich ihre Blumen hervor, wenn sie auch durch einen Zufall hundert Stunden weit verführt wird, und an einem Nagel hängt.

XLIII. Die Provinz Cujo hat einen Ueberfluß an Vögeln, unter welchen es viele ganz sonderbare Gattungen giebt; z. B. zwo Gattungen von Papagayen, die von den Chilischen unterschieden sind. Der eine heißt Catita, und gleicht an Gestalt einer Turteltaube, ob er gleich an Größe ihr nicht beykommt. Auf dem Rücken ist er grünlicht, und am Bauch weißlicht.*) Der andere,

*) Hier scheint sich der Verfasser zu widersprechen; denn im ersten Theil Nr. 74 beschreibt er diese Gattung Papagayen auch in Chile, obgleich mit einem geringen Unterschied.

welcher Periquito heißt, ist etwas größer. Seine Federn sind, außer dem Kopf welcher schwarz ist, und dem Rücken, wo einige Federn roth sind, von dunkelgrüner Farbe. Beide lernen sprechen. Unter andern seltnen Vögeln giebt es auch zwo Gattungen von Rebhünern, deren eine Martinetta genannt wird, und von der gemeinen Art dadurch unterschieden ist, daß sie so groß als eine Henne ist, daß sie mit schönen vielfärbigen Federn geschmückt ist, und auf dem Kopf einen schönen Schupf Federn hat. Ihr Fleisch ist sehr schmackhaft, und ihre Eyer sind grün. Der gemeinen Rebhüner ist eine so große Menge, daß ein Mann mit einem Stecken, an welchem eine Schlinge befestiget sey, in drey oder vier Stunden zwanzig bis dreyzig fangen kann; denn sie fliehen vor den Menschen nicht. Der Abannil oder Mäuerer, ist ein Vogel von der größe eines Krammtsvogels und von der Farbe des Tobacks. Er wird so genannt, wegen der Art wie er aus Koth sein Nest an die Stämme der Bäume bauet. Ehe er den Bau anfängt, knetet er Haarwerk und Strohspitzen unter den Koth; darauf theilt er ihn in Kügelchen, und bringt diese theils im Schnabel, und theils in den Klauen seinem Pärchen. Dieser bauet erstlich das Pflaster in Form eines Zirkels, dessen Diameter acht oder neun Unzen groß ist, und belegt es mit kleinen Kiseln. Wenn er damit fertig ist, so richtet er ringsum eine Mauer

von

von der Höhe einer guten Spanne auf, und läßt eine kleine Thüre. Auf diese Mauer bauet er ein zweites Stockwerk für sein Nest, mit einer andern Oefnung. Endlich setzt er seine Mauer fort bis zu einer gewissen Höhe, wo er das Gebäude mit einem schönen Gewölbe zuschließt. Es ist so stark, daß es den Regengüssen und heftigen Winden widerstehet. In der nördlichen Gegend dieser Provinz findet sich eine Gattung Fasanen, welche Chunna genannt wird, von der Größe einer Henne, und aschenfärbig. Ihr Fleisch ist so köstlich als jenes der gemeinen Fasanen. Er wird gar leicht zahm gemacht, und thut in den Häusern die Dienste einer Katze, weil er die Mäuse gerne frißt. Aber wenige Menschen können ihn leiden, theils wegen seines häßlichen Lauts, den er von sich giebt, theils auch weil er alles versteckt, was er mit dem Schnabel wegtragen kann. Neben den gemeinen Turteltauben giebt es hier eine Gattung, die etwas größer als ein Sperling ist. Der Straußvogel ist in diesen Gegenden etwas gemeines. Bienen finden sich überall, besonders in den östlichen Gegenden, wo man nur ihr Honig benutzt, welches in Wahrheit köstlich ist. Die Heuschrecken lassen sich hier auch manchesmal sehen, und zwar in so großer Menge, daß sie viele Meilen weit und breit das Land bedecken, und alle Kräuter aufzehren. Sie sind gemeiniglich drey Unzen lang; jedoch hat man

auch unter ihnen welche bemerkt, die so dicke als eine Sardelle, und sieben bis acht Zoll lang waren.

XLIV. In der Provinz Cujo finden sich viele vierfüßige Thiere, die man in Chile nicht antrift, z. B. Tyger, wilde Schweine, Hirsche, Erd-Schildkrotten, Kirkinchi, Ottern, das Thier Iguana und andere. Die Tyger sind so grausam, als die Afrikanischen, und so groß wie ein Esel, welcher jedoch etwas höhere Beine hat. Das Fell ist weiß, gelb und schwarz gefleckt. Die Landes-Einwohner tödten sie mit einem fünf oder sechs Schuh langen Spieß. Aber dieses zu thun, dazu werden drey Männer erfodert, deren zween auf der Wache stehen, indeß der drite das Tyger anhezt. Das Thier rennt wüthend auf den Jäger los, und stürzt sich in den Spieß, den derselbe ihm vorhält. Alsdenn eilen die übrigen zween Jäger herzu, und vollenden das Werk. Die wilden Schweine und Hirsche sind von den Europäischen nicht unterschieden. Die Kirkinchi sind eine Art Schweine, die den unsern in allem gleichen, außer daß ihr Rücken und spitzer Schwanz mit harten in einander laufenden Schuppen bedeckt ist. Die übrigen Theile sind mit bräunlichen Borsten bekleidet. Es giebt ihrer vier Gattungen, welche nur der Größe nach, oder durch mehr oder weniger dichte Borsten sich von einander unter-

scheiden,

scheiden, und Muli, Pelosi, Pichi und Bole genannt werden. Die drey ersten fliehen in gerader Linie, weil sie sich wegen der harten Rinde nicht beugen können, vor dem Jäger, und wenn sie sich nicht anders helfen können, graben sie ein Loch in der Erde, und stecken sich so fest in dasselbe, daß man sie mit keiner Gewalt herausziehen kann. Aber dieses bewürket der Jäger dadurch, daß er dem Thiere einen dünnen Stecken in den Hintern steckt. Die Bole wickelt sich wie ein Knauel in dicke Rinde zusammen, aus welcher Lage sie der Jäger mit glüenden Kohlen, die er auf sie legt, ohne viele Mühe zu bringen weiß. Das Fleisch von dieser Art Schweinen ist viel schmackhafter als das gemeine Schweinfleisch, und ist mit fingerhohem Speck besetzt. Iguana ist ein Thier, welches viele Aehnlichkeit mit dem Krokodill hat; aber nicht über 3 Fuß lang ist. Es ist von außen schwärzlich, hat runde Augen, und ein weißes zartes Fleisch. Es fällt weder Menschen noch Vieh an, und ernährt sich von Kräutern, und gewissen wilden Früchten. Die Landleute finden das Fleisch dieses Thiers schmackhafter, als das Geflügel.

XLV. In den nördlichen Gegenden ist diese Provinz mit Gold- und Kupfergruben versehen, welche aber wegen Trägheit der Einwohner nicht bearbeitet werden. Auch ist hier ein Reichthum

an

an Bley, Vitriol, Schwefel, Salz, Steinkohlen, Gips, Theer und Talchstein in den Bergen verborgen. Vom Talchstein findet man zwey Schuh lange Stücke, die so hell und durchsichtig sind, daß man sie sehr wohl zu Fensterscheiben brauchen kann. Die Berge bey der Stadt S. Johann bestehen ganz aus weißen Marmorplatten, welche 5 bis 6 Fuß lang, und 6 bis 7 Unzen dick sind, und von der Natur zugehauen zu seyn scheinen. Die Einwohner brennen diesen Marmor zu einem schönen Kalch, oder belegen die Brücken ihrer Kanäle damit. Zwischen der Stadt Mendoza und der sogenannten Punta stehet eine 150 Schuh hohe und 12 Schuh dicke steinerne Säule, welche von den Einwohnern des Landes Riese genannt wird. Auf derselben finden sich gewisse eingehauene Zeichen, welche Chinesischen Buchstaben gleichen. Ein anderer Stein mit Buchstaben ähnlichen Zeichen, und mit Fußstapfen eines Menschen und verschiedener Thiere, findet sich am Fluß Diamante. Die Spanier dieser Provinz nennen ihn den Stein des h. Thomas, weil die Indianer ihren Voraltern erzählt haben sollen, auf diesem Stein habe vor alters ein alter Greis ein neues Gesetz geprediget, und zum Zeichen seiner Heiligkeit seine und der ihm zuhörenden Thiere Fußstapfen hier eingedruckt. Dieser Prediger sey der Apostel Thomas gewesen, von

von welchem eine Sage will, daß er auch nach Amerika übergegangen sey.

XLVI. Die National-Einwohner, wovon noch wenige vorhanden sind, heissen Guarpes, und sind groß von Statur, mager, und von bräunlicher Farbe, und reden eine von der Chilischen ganz unterschiedene Sprache. Die Peruaner bemeisterten sich dieser Provinz fast zur nemlichen Zeit, als sie das nördliche Chile eroberten. Auf dem Wege, welcher von Chile über die Andes in diese Provinz führt, siehet man noch einige ohne Kalch gemauerte Häuschen, welche ehedem den Peruanischen Couriern und reisenden Officiren zur Herberge gedient haben sollen. Der erste Spanier, der in Cujo eindrang, war Franz Aguirre, welchen Peter Valdivia aus Chile dahin schickte; er zog sich aber zurück, so bald er von dem Tode des besagten Eroberers Nachricht erhielt. Darauf zog 1560 Peter Castillo auf Befehl des Guvernörs Don Garzia Hurtado von Mendoza dahin, unterwarf die Guarpes der Spanischen Krone, und bauete die Städte Mendoza und S. Johann.

XLVII. Mendoza, die Hauptstadt der Provinz, liegt auf einer Ebene am Fuße der Andes unter dem 33°, 19′ der südlichen Breite und dem 308°,

308°, 31′ der Länge, und enthält 6000 Einwohner. Neben der Pfarrey und dem ehemaligen Collegium der Jesuiten sind hier noch Klöster der Franziskaner, Dominikaner, Augustiner und der Väter der Erlösung. Die Stadt treibt einen großen Handel mit Wein und Obstfrüchten nach Buenos-Ayres, und nimt in ihrer Blüthe zu, wegen der berühmten Silbergruben zu Uspallata, woraus die Einwohner großen Vortheil ziehen.

XLVIII. S. Juan, welches 45 Meilen von Mendoza, und nicht weit von den Andes unter 31°, 4′ der Breite und 308°, 31′ der Länge liegt, hat fast eine gleiche Anzahl von Einwohnern, gleiche Kirchen und gleiche Klöster, als Mendoza hat. Diese Stadt führt auch nach Buenos-Ayres einen beträchtlichen Handel mit Aquavit, Obstfrüchten und Vicogne-Häuten. Ihre Granatäpfel werden wegen des süßen Geschmackes, und wegen ihrer Größe auch nach Chile verschickt. Sie wird von einem Cabildo, und von einem Statthalter des Corregidors von Mendoza regiert.

XLIX. Die Stadt Punta, welche 1596 in dem östlichen Theil der Provinz Cujo gestiftet wurde, wird auch von dem Namen des damaligen Chilischen Guvernörs, Martin Lojola, S. Ludwig von Lojola genannt. Sie ist ungefehr

gefehr 41 Meilen von Mendoza unter dem 33°, 47′ der Breite, und 311°, 32′ der Länge. Ob sie gleich auf dem Wege des Handels zwischen Chile, Cujo und Buenos-Ayres liegt, so befindet sie sich doch in elenden Umständen, und enthält nicht über 200 Seelen. Es ist hier eine Pfarrey, eine Kirche der ehemaligen Jesuiten, und ein Dominikaner-Kloster. Die bürgerliche und militärische Regierung der Stadt und ihres weitläuftigen und wohl bevölkerten Gebiets wird von einem Statthalter des Corregidors von Mendoza verwaltet.

Neben den drey beschriebenen Städten enthält die Provinz Cujo noch die Flecken Jachal, Vallefertil, Mogna, Corocorto, Leonsito, Calingasta und Pismanta, welche keine besondere Beschreibung verdienen.

Die Patagonen, welche an Chile gränzen, und von deren Riesengröße man so viel Wesen in Europa gemacht hat, sind, so viel ich weiß, wie alle übrige Menschen. Ich habe ihrer zwey von mittelmäßiger Größe gesehen, die nichts von Riesen ihrer Nation wußten. Sie scheinen mir von sanfter Gemüthsverfassung zu seyn. Sie waren etwas mehr olivenfärbig, als die Arauker. Ihre Sprache war äußerst röchelnd, unregelmäßig,

und

und von der Chilischen ganz unterschieden. Sie waren auf Araukisch gekleidet, ob sie gleich sich in ihrem Lande nur mit Häuten kleiden. Die Poyas sind einer ihrer Stämme; sie leben unter kleinen unabhängigen Fürsten, und glauben ein höchstes Wesen und die Unsterblichkeit der Seele. Ihren Weibern ist es erlaubt, viele Männer zu haben. Die Cesaren, die in der Nachbarschaft von Chile wohnen sollen, und von welchen so viele Wunderdinge erzählt werden, existiren nur in dem Gehirn derer, die gerne Wunderdinge hören und erzählen.



96/103

Copiapo 166

Coquimbo 167

Quillota 168 Valparaiso 168

Aconcagua - Melipilla 170

Santiago 172

Colchagua 176

Maule 177

Itata 179

Puchacay 180 Concepcion 181

Valdivia 185

Cuyo 203

